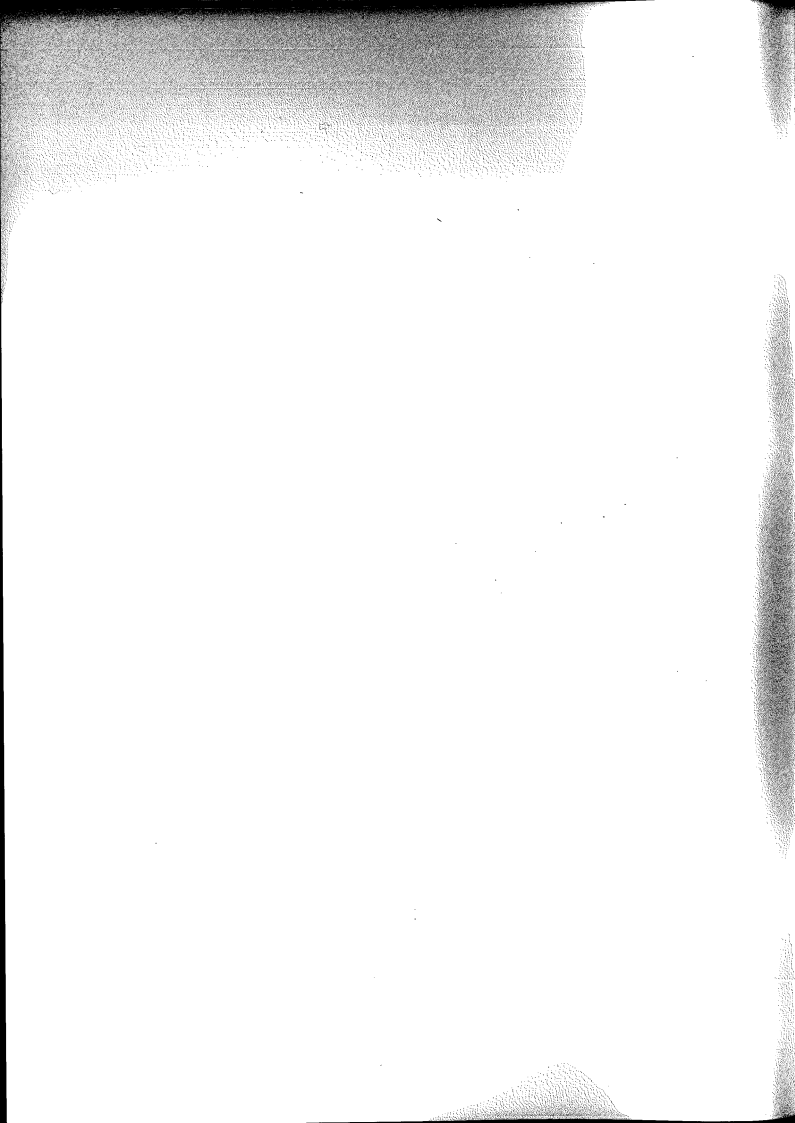


Burgen
und Schlösser
in Bayern,
Österreich
und
Südtirol

ARX

1-2000





INHALT

Ansitze und Herrenhäuser in den Tälern des Noce im Trentino

Anton von Lutterotti 3

Die Kirchenburg Mönchsondheim

Eine Bauaufnahme mit Studenten

Eva-Maria Ilsanker 9

Die Schlosskapelle St. Sebastian zu Englar in Eppan

Günther Bayer 16

Kachelfunde auf Burgen und Schlössern

Fortsetzung des Beitrags aus ARX 2/1999

Rosemarie Franz 19

Burg Rastenberg

Ein wenig bekanntes Baujuwel in Niederösterreich

Thomas Kübtreiber und Ronald Woldron 28

Drohender Einsturz der Ruine Neu-Montfort

Franz Josef Huber 34

Berichte

Eleganz – Kunst – Rurales 40

Generalversammlung des ÖBV in der

Steiermark 41

Der Burgentag 2000 des ÖBV 42

Mitgliederversammlung des SBI in Kaltern 46

Nutzung von historischen Gebäuden 49

Denkmalschutz/Denkmalpflege

Sprungbildbeobachtungen an historischen

Gebäuden 39

Grundlagen der privaten Denkmalpflege 43

Bauforschung auf Schloss Tirol 47

Denkmalschutz in Südtirol 48

Nachruf

Dr. Bernhard Freiherr von Hohenbühel 38

Buchvorstellungen

Schlossbaukunst des Barock von

Anhalt-Zerbst 50

Wehrkirchen und Kirchenburgen

in Oberfranken 51

Die verschollenen Tagebücher Franz Josephs 52

Denkmalgeschützte Gebäude 52

Ausstellung/Museum/Messe

denkmal 2000 in Leipzig 54

Denkmalbörse 54

Vom Staunen an der Welt 54

Landesausstellung 2000 in Brixen 55

Ausstellungskalender 53

Burgen und Schlösser in Bayern,
Österreich und Südtirol

Herausgeber:

Südtiroler Burgeninstitut, Obstmarkt 25/8, I-39100 Bozen
Österreichischer Burgenverein, Gonzagagasse 9/20,
A-1010 Wien

Verein zur Erhaltung privater Baudenkmäler und
sonstiger Kulturgüter in Bayern e. V.,
Geitnerweg 12 A, D-81825 München

IMPRESSUM

Redaktion:

Dr. Bettina Nezval, Amerlingstraße 15, A-1060 Wien
Petra Niedziella M. A., D-95463 Bindlach
Dr. Ludwig W. Regele, Museumstr. 52, I-39100 Bozen
Hauptschriftleitung:
Petra Niedziella M. A., Buchenweg 4, D-95463 Bindlach

Herstellung:

Athesiadruck – Grafische Betriebe
Weinbergweg 7, I-39100 Bozen
Eingetragen beim Landesgericht Bozen Nr. 6/80
vom 31. 3. 1980,
presserechtlich für den Inhalt verantwortlich
Dr. Ludwig Walther Regele, I-39100 Bozen

Bezug:

Die Zeitschrift erscheint halbjährlich und ist bei den
Herausgebern, der Hauptschriftleitung und der
Buchhandlung Athesia, Bozen, zu beziehen.
Für die Mitglieder der herausgebenden Vereine ist der
Bezugspreis im jeweiligen Mitgliedsbeitrag inbegriffen.
Für namentlich gezeichnete Beiträge ist der Verfasser
verantwortlich.

Postgebühr bar bezahlt
Bureau de Poste A-6020 Innsbruck (Autriche)
Taxe perçue à Taxe réduite

ISSN 0394-0624

Autoren:

Günther Bayer
Stadtheimatpfleger für Baudenkmalpflege und
Stadtbildgestaltung
Memmingen
Dr. Rosemarie Franz
Kunsthistorikerin
Graz
Franz-Josef Huber
Vorarlberger Landesmuseumsverein
Dornbirn/Vorarlberg
Dipl.-Ing. Eva-Maria Ilsanker
Architektin
München
Mag. Thomas Kühntreiber
Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen
Neuzeit
Krems
Prof.-Dr. Anton von Lutterotti
Primararzt i. R.
Kaltorn
Mag. Ronald Woldron
Kunsthistoriker
Wien

Titelbild:

Beispiel einer Kirchenburg mit Wehrtürmen, 15. Jahrhun-
dert, Ostheim, Kreis Rhön-Grabfeld, Unterfranken

4. Umschlagseite:

Pilgermantel des Grafen Jakob VII. Trapp, 1559, Churburg,
Schluderns, Vinschgau

Abbildungen:

Titelbild Bildverlag Dr. Bahnmüller/Geretsried, 3 Anton von
Lutterotti, 4–6, 7 u., 8, 40 Carl Philipp von Hohenbühl, 9–13
Ilsanker, 14, 15 Fachhochschule München, 16, 17 Thomas Becher,
18 Foto Fränzl/Kaltorn, 19–27 Archiv Franz, 28, 29 Adalbert
Klar, Beiträge zur Planaufnahme, 30 Archiv Thomas Zoder, 31
Archiv Kühntreiber, 32 Michael Grabner, 34–37 Huber, 39
Alexander von Hohenbühl, 41, 42, 43 o. Markus Landerer, 43 u.
Ulrich Graf Fugger, 45 P. N., 46 Brigl, 47 Messbildstelle Berlin, 48
Peter Mirwald/Thomas Bidner/Arno Recheis, 51 Dieter Dietrich, 54
A. Colloredo, 55 o. Hans Rathmanner, 55 u., 4. Umschlagseite
Josef Rotter

Ansitze und Herrenhäuser in den Tälern des Noce im Trentino

Anton von Lutterotti

Der Nordwesten des Trentino, des ehemaligen bischöflichen und reichsunmittelbaren Fürstentums, wird vom Nonstal und dem Sulztal (italienisch Val di Non und Val di Sole, in Südtirol als Nonsberg und Sulzberg bezeichnet) gebildet; der Gebirgsfluss Noce entwässert diese zwischen Ortlergruppe und Brenta gelegenen Täler, die im Trentino immer eine Sonderstellung eingenommen haben. Obwohl nicht an der nord-südlichen Hauptverkehrsachse, dem „Kaiserweg“, gelegen, hatten sie in der Vergangenheit doch eine wichtige Bedeutung für die Verbindungen in die Lombardei über den Tonalepass und nach Judikarien und Brescia über den Pass von Andalo/Molveno. Es nimmt daher nicht wunder, dass besonders das Nonstal schon im Mittelalter reich mit Schlössern besetzt wurde, die die bischöflichen Landesherren ihren Vertrauten zum Lehen gegeben hatten, um wichtige Verkehrswege von treuen Gefolgsleuten geschützt zu wissen. Der ursprünglich vom Bischof verliehene Adel, der damit verbunden war, wurde im Lauf der folgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte von den Tiroler Grafen bestätigt, die nach und nach die Bischöfe entmachtet haben. Die Bischöfe von Trient und von Brixen waren schon 1004 bzw. 1027 von Kaiser Heinrich II. und Konrad II. zu reichsunmittelbaren Fürsten erhoben worden und hatten dazu einen bedeutenden Landbesitz erhalten; der Graf von Tirol und Görz, Meinhard II., hatte dann begonnen, den weltlichen Einfluss der Bischöfe immer mehr zu beschneiden, so dass schließlich er, obwohl dem Gesetz nach Lehensträger des Bischofs, die eigentliche Macht im Land übernommen hat.

Es verdient besondere Beachtung, dass die meisten dieser ursprünglichen Adelsfamilien heute noch auf ihren Schlössern wohnen, von denen allerdings so manches verfallen ist, die bestehenden aber in bestem Zustand erhalten geblieben sind. Ausgestorben sind nur die Grafen von Flavon, die als erstes Grafengeschlecht schon im 12. Jahrhundert erwähnt sind; ihr Name lebt im Prädikat der Grafen zu Spaur und Flavon fort. Aber die Cles, früher Herren von Sant'Ippolito, die Thun, die Spaur und die Coreth haben noch ihre ursprünglichen Adelsitze und erhalten sie vorbildlich. Das Stammschloss der Thun, Castel Thun, musste allerdings an die Landesverwaltung von Trient ab-



getreten werden, die es nach aufwendigen Restaurierungsarbeiten öffentlich zugänglich machen wird.

Was aber einem aufmerksamen Besucher dieser Talschaften nicht entgehen wird, ist die unverhältnismäßig hohe Anzahl von Herrenhäusern oder wenigstens von auffallenden Stilelementen aus der Renaissance an Gebäuden mit sonst mehr bäuerlichem Gesicht. Wir finden sie in fast jedem Dorf des Nonstales, weniger im Sulztal, manchmal sogar in einer auffälligen Anhäufung wie z. B. in Casèz,

Casèz, „Castello“ di Sanzeno, Hauseingang

in Revò, Cagnò oder Brez (so, als ob die einzelnen kleinen „nobili“ sich gegenseitig in der Ausschmückung ihrer Bauten übertrumpfen wollten). Um dafür eine Erklärung zu finden, müssen wir wieder weit in frühere Jahrhunderte zurückgreifen. Und hier stoßen wir auf den Stand der so genannten „nobili rurali“, auch „gentili“, „rustici“ oder „esenti“ genannt. Die deutsche Bezeichnung „Landadel“ gibt den Begriff nicht ganz wieder, eher wäre dieser Stand als „Bauernadel“ zu bezeichnen. Zu ihrer Entstehungsgeschichte müssen wir wieder auf die Anfänge der bischöflichen Fürstentümer zurückgehen.

Mehr oder weniger alle Schlösser des Nonstales sind nach dem Jahr 1027, also nach der Gründung der Fürstbistümer entstanden, die meisten zwischen 1150 und 1200. Anfangs bestanden sie meist nur aus einem Turm oder aus einem wehrhaften, gemauerten Haus. Damit wurden Familien belehnt, die schon eine lokale Vorrangstellung bekleideten; als Gegenleistung mussten sie dem Bischof Treue halten und ihn im Notfall auch mit Waffengeleit unterstützen. Es konnte nicht ausbleiben, dass im Lauf der Jahrzehnte viele dieser Vasallen ihr erbliches Lehen als ihr Eigentum betrachteten, noch dazu, weil es häufig an schriftlichen Dokumenten der Lehenverleihung fehlte. Erst der bedeutende Bischof Friedrich von Wangen, der von 1207 bis 1218 regierte, brachte Ordnung in diese unklaren Verhältnisse. In seiner berühmten Gesetzessammlung, dem „Codex Wangianus“, einer heute noch für Mediävisten unverzichtbaren Quelle mittelalterlicher Gesetzgebung, legte er genaue Regeln für das Lehenwesen fest. Keine Burg durfte freier Besitz bleiben; ohne Zustimmung des Bischofs durfte keine Burg neu gebaut werden; der Allodialbesitz, auf dem das Gebäude entstand, musste vorher an den Bischof abgegeben werden, der es dann dem Herrn zum Lehen gab. Der Adelige musste frei geboren sein, das heißt, er durfte kein Leibeigener sein und musste einen, wenn auch kleinen Allodialbesitz haben, auf dem keine Lehenbelastungen lagen. Was damals die vielen „Freien“ von den wenigen Adelligen unterschied, war die Verpflichtung für die Letzteren, im Kriegsfall dem Bischof mit Pferden und Waffen zu dienen. (Der Zustand der „Freien“ lebt heute noch im Familiennamen „Franch“ und im deutschen Namen „Frei“ fort.)

Seit Beginn des 15. Jahrhunderts wiederholten sich im Fürstbistum Trient Volkerhebungen gegen die allzu harte Herrschaft der Bischöfe; die wichtigste davon führte zwischen 1407 und 1410 zur Herrschaft des „Volkshauptmannes“ Rodolfo Belenzani, der von den Tiroler Grafen unterstützt wurde, als Gegengewicht zur befürchteten Machtausdehnung der Bischöfe. Um sich die kleineren Adelligen weiterhin zu verpflichten, bestätigten ihnen die Bischöfe laufend ihre Privilegien. Zunächst wenig zahlreich, nahm die Anzahl dieser „Adelligen“ im

Lauf der folgenden Jahre fortwährend zu, und zwar immer, wenn sich die Bischöfe gegenüber neuen, echten oder nur gefürchteten Aufstandsherden in Schwierigkeiten befanden. Der Wunsch eines Freien, in den Adelsstand erhoben zu wer-



Villa de Stanchina in Livo

den, hatte meist sehr weltliche Gründe: Die Zugehörigkeit zum neuen Stand ersparte ihnen eine Reihe von Steuern, die sie als Freie noch zahlen mussten, und entthob sie auch der Pflicht von vielen Sondersteuern. Sie mussten dazu nur den Besitz von einem oder mehreren Pferden und von den üblichen Waffen vorweisen können und ein kleines, freies Landgut ihr Eigen nennen. Es handelte sich augenscheinlich nicht um einen eigentlichen Adelsstand, sondern eher um vom Bischof ausgezeichnete Bauern, die auch nicht an allen Privilegien der übrigen Adelligen teilhatten.

Es fällt auf, dass eine solche Anhäufung von bäuerlichen Adelfamilien eigentlich nur im Nonstal, weniger im Sulztal zu beobachten ist. In den anderen, größeren Talschaften wie im Fleimstal, in Judikarien oder im Ledrotal hatten die Freien das Aufkommen einer privilegierten Schicht zu verhindern gewusst, indem sie sich zu Talgemeinschaften zusammenschlossen, die eine beinahe republikanische Verfassung hatten, die wiederum von den Bischöfen nicht gern gesehen war. Davon hat sich zum Beispiel bis heute als wichtigste die „Magnifica Comunità di Fiemme“ erhalten, eine Art gemeinschaftlicher Selbstverwaltung, in der die Erträge

aus dem großen Waldbesitz jährlich an alle Mitglieder, das sind die Nachkommen jener Familien, die an der Gründung im 14. Jahrhundert teilgenommen hatten, ausbezahlt werden.



Es ist anzunehmen, dass nur ein Teil dieser privilegierten Familien imstande war, sich eine herrschaftliche Behausung zu bauen, die sich durch Größe oder durch besondere Stilelemente von den bäuerlichen Wohnungen auszeichnete. Die meisten Ansitze, die heute noch das Bild vieler Dörfer zieren, stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Unter den früher ausgezeichneten Familien gab es bestimmt so manche, die den Anforderungen ihres Standes nicht mehr gerecht werden konnten und so in ihren bäuerlichen Zustand zurückfielen. Aus frühen Zeiten sind kaum Zeugen einer gehobenen Bauweise auf uns gekommen, außer manchem gotischen Spitzbogen oder den Grundmauern von Türmen oder befestigten Häusern.

Einen ganz wesentlichen Beitrag zum heute noch bestehenden Bild der Ansitze oder Herrenhäuser im Nonstal haben die langen Jahre des Konzils von Trient (1545–1563) geleistet. Auf der einen Seite war der Bedarf an Nahrungsmitteln in der Stadt und besonders für die hohen Herren sprunghaft angestiegen und Fleisch, Wild und Geflügel, Korn und Wein gediehen im Nonstal prächtig; auf der anderen Seite ließ sich so mancher der zahlreichen Kirchenfürsten aus Deutschland und Italien nicht

nur in der näheren Umgebung von Trient, sondern auch in kühleren Gegenden wie dem Nonstal und Sulztal einen neuen Wohnsitz bauen. Was die Nahrungsmittel betrifft, so sei hier eine Aufzählung für den Bedarf von nur zwei Mahlzeiten für die fürstlichen Tafeln der Erzherzogin Maria Anna angeführt, die hier monatlang auf ihren Bräutigam, den König Philipp IV. aus Spanien, wartete (nach Mariani, bei Ambrosi):

Haustiere: Kapaune, Hühner, Tauben, Truthühner Nr. 320; Wild: Haselhühner, Rebhühner, Hasen, Steinhühner und Drosseln Nr. 200; Fleisch: zwischen Kalb, Rind, Lamm und Schöps im Ganzen 1130 Pfund, dazu 26 Kalbsköpfe, zehn Zungen und fünf Spanferkel. An Fischen wurden Forellen, Lachse, Hechte und Äschen aufgetischt, zusammen 650 Stück, dazu 600 Krebse, 40 Stockfische, 800 Schnecken und 1200 Eier. Es folgt noch die Aufzählung der verschiedenen Gemüse, der Soßen, Süßigkeiten und Früchte; nicht zu vergessen die Unmengen an Wein, die täglich flossen.

Es lässt sich leicht vorstellen, dass an diesen Lieferungen an Naturalien für die Hauptstadt auch die Täler des Noce nicht unwesentlich beteiligt waren, was sich bestimmt vorteilhaft auf die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung ausgewirkt hat.

Ein Großteil der Ansitze, denen wir heute in den Tälern begegnen, stammt also aus den Jahren zwischen 1500 und 1650, was ungefähr mit der Regierungszeit des großen Kardinals Bernhard von Cles und der vier Madruzzo-Bischöfe zusammenfällt. Als Baumeister arbeiteten damals für die Verschönerung der Hauptstadt vorwiegend Pachtleute aus der Lombardei, besonders aus der Gegend von Como („maestri comacini“); sie sind es auch, die die damals in Italien schon lange vorherrschenden Stilelemente der Renaissance auf die ländlichen Gebäude dieser Alpentäler übertrugen. Dazu gehören vor allem schön behauene, steinerne Tore, oft mit dem neuen Wappen geschmückt, die Doppelbogen- oder Dreibogenfenster mit verzierten Säulen und Steinrahmen, Außentreppen, kleine Loggiengänge, Ecktürme und im Inneren bunt bemalte Kachelöfen und getäfelte Räume.

Zur selben Zeit finden wir diese neue, architektonische Entwicklung auch im Überetsch, also der Gegend von Eppan und Kaltern, wo man diese neue Bauweise geradezu als „Überetscher Stil“ bezeichnet. Auch hier waren immer italienische Baumeister am Werk; aber während in den deutschsprachigen Gebieten die Herrenhäuser sich mehr dem Ideal eines kleinen Renaissance-Palazzo näherten, blieben sie im Nonstal meist noch mehr dem bäuerlichen Vorbild verhaftet, besonders was den Baukörper als solchen betrifft. Das mag mit der Tatsache zusammenhängen, dass die „nobili rurali“ eigentlich immer Bauern geblieben waren und ihre Gebäude daher auf ihre Hauptbestim-

Villa di Stanchina in Livo

Revò, Palazzo de Maffei



mung Rücksicht nehmen mussten. So sieht man häufig an das Herrenhaus angebaut noch die hölzernen Wirtschaftsgebäude mit Scheune und Geräteschuppen, selbst bei einem sonst so klassisch wirkenden Gebäude wie dem „Palazzo Marta“ in Còredo. Auch war es den kleinen Neuadeligen von bischöflichen Landesherren untersagt, sich ein schlossähnliches Gebäude zu bauen, das nur den echten Adeligen vorbehalten war – wo dabei die genauen Kriterien lagen, ist heute nicht mehr festzustellen.

Mit der im Jahr 1803 erfolgten Säkularisierung der Fürstbistümer im Reichsdeputationshauptschluss war es mit den Adelsverleihungen, aber auch mit den Privilegien vorbei. Inzwischen hatten sich viele der noch überlebenden Familien der ursprünglichen „rurali“ ihren Adel vom Kaiser bestätigen lassen; so finden wir auch meist ein deutschnamiges Prädikat für viele der sonst italienisch klingenden Namen: Inama-Sternfeld, Manincor zu Freieck und Ehrenhausen, Campi von Heiligenberg, Martini von Wasserburg und viele andere mehr. Diese Familien waren also zu den „echten“ Adeligen aufgerückt, manche sogar zu Baronen und Grafen (wie z. B. die Guarienti von Rallo); viele andere, die es nicht so weit gebracht hatten, fielen in ihr ursprüngliches Bauerndasein zurück und an ihre frühere „nobilität“ erinnert vielleicht nur mehr ein Doppelbogenfenster oder ein Wappen am steinernen Haustor. Es ist daher beinahe unmöglich, anhand der Familiengeschichten eine Bestandsaufnahme der herrschaftlichen Ansitze zu erstellen, auch weil schriftliche Dokumente darüber äußerst spärlich vorkommen. So bleibt für den Interessierten nur

Revò, Palazzo de Maffei, Wappen der Familie Maffei



ein Streifzug von Dorf zu Dorf durch die landschaftlich so schönen Täler des Noce und er wird fast überall fündig werden!

Der beschränkte Platz erlaubt keine auch nur annähernd vollständige Aufzählung der Gebäude und Ansitze in den Tälern des Noce. Stellvertretend

für viele andere sollen immerhin die wichtigsten davon erwähnt werden. Wer auf der Suche nach diesen Zeugen aus besseren Tagen durch das Tal fährt, sollte sich allerdings nicht mit der Durchfahrt durch die Hauptstraße der Orte begnügen, sondern zu Fuß in die oft verwinkelten Gassen eintauschen, die manche Überraschung bergen.

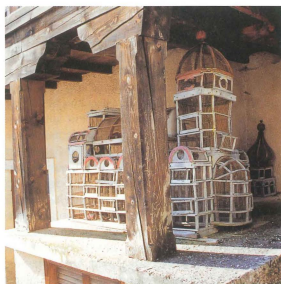
Im oberen Nonsberg haben wir im großen Ort Fondo, besonders aber in Sarnonico einige schöne Beispiele dieser Renaissance-Architektur. Im letzteren Dorf ist die Casa Martini besonders erwähnenswert. Dieses stattliche Gebäude hat seine ursprünglich gotischen Formen einem radikalen Umbau im Renaissancestil des 16. Jahrhunderts geopfert; auffallend die große, bunte Sonnenuhr an der Südfassade sowie Doppelbogenfenster und Freskenreste im Osten. Das Haus ist heute in Gemeindebesitz und wurde in jüngster Zeit grundlegend renoviert, wobei einiges vom ursprünglichen Zauber verloren gegangen ist. An manchen anderen Häusern ist deren noble Vergangenheit noch abzulesen. Wenige Kilometer südlich davon sollte man in Cavareno das Auto abstellen und im Westen des Dorfes den Palazzo de' Campi aufsuchen, dessen zwei hängende, viereckige Eckerker und vor allem die beträchtlichen Ausmaße ein typisches Beispiel einer schon gehobenen Architektur aus dem 16. Jahrhundert darstellen. Nüchterner, aber einnehmend durch seine ausgewogenen Formen ist das Haus de' Zinis, heute Gemeindehaus, rechter Hand am südlichen Dorfausgang.

Eine Ansammlung von herrschaftlichen Ansitzen finden wir um den Dorfplatz von Casèz. Vor allem ist hier der noch als „castello“ bezeichnete, große Gebäudekomplex im Osten des Platzes zu erwähnen. Zwei stumpfe Ecktürme, eine Freitreppe, venezianische Biforen und zinnengekrönte Hofmauern verleihen dem Gebäude durchaus den Charakter eines kleinen Schlosses. Der Besitzer, der im Innenhof eine gemütliche Schenke betreibt, zeigt dem Interessierten gerne auch die Innenräume, die der glühende Verehrer der alten Habsburger-Monarchie auch dementsprechend mit Kaiserporträts und Doppeladlern ausgeschmückt hat. Dem „Schloss“ gegenüber liegt ein Gebäude, das wie wenige andere die Verbindung zwischen herrschaftlichen Ansprüchen und bäuerlichen Notwendigkeiten zeigt. Ein Fresko und ein schön vergittertes Doppelfenster begleiten die typische Auffahrt zur Tenne (den so genannten „pont“) und bilden eine besonders malerische Einheit! Weitere bemerkenswerte Gebäude befinden sich am westlichen Rand des Platzes sowie am nördlichen Ausgang des Dorfes. Hier ist über einem Hofort eine Bischofsmütze angebracht – vielleicht hat hier zur Zeit des Konzils einer der vielen Bischöfe Quartier bezogen?



Jedem, der durch Sanzeno fährt, fällt die klassische Fassade der „Casa de' Gentili“ auf mit ihren über zwei Stockwerke angebrachten Triforen, den kunstvollen Fenstergittern und dem prächtigen Holzportal. Hier wurde auf die Symmetrie der Fassadeneinteilung verzichtet, was aber dem behäbigen, herrschaftlichen Gebäude keineswegs geschadet hat.

Sanzeno, Casa de' Gentili



„Ein Schloss für Vögel“ im Herrensitz de Stanchina in Livio

Im Hauptort des Tales, in Cles, geht nur ein Teil der zahlreichen, vornehmen Gebäude auf den alten Bauernadel zurück. Sehenswert ist vor allem der „Palazzo Assessorile“ am unteren Stadtplatz, ein Gebäude aus dem 16. Jahrhundert mit schönem Freskenschmuck des Fogolino in den Innenräumen, das dem bischöflichen Verwalter („assessore“) für die Talschaft diente. Hier ist am Vorplatz auch eine Kopie der berühmten „Tavola Clesiana“ angebracht, auf der Kaiser Claudius im Jahr 46 n. Ch. den Bewohnern des Tales das römische Bürgerrecht zugesteht, das sie sich schon früher ohne eigentlichen Rechtsgrund angemäht hatten (ein früher Hang zu höherer sozialer Stellung?).

Der besonders elegante Bau des „Palazzo Marta“ in Cordero wurde schon erwähnt; in diesem Ort gibt es noch eine Reihe von bemerkenswerten Herren-

noch ein großer Doppeladler und das unvollständige Bild eines Landsknechtes zu sehen sind); ein in nahen Brez lohnt sich ein Gang durch den alten Dorfkern. Livo und Rumo sind zwei weitere Gemeinden, wo noch bedeutende Gebäude stehen: in Livo der heute dem Verfall geweihte große Bau am Eingang des Dorfes mit zwei Ecktürmen und gegen Norden in der Höhe der große Anstich der Familie de Stanchina, der nach einem Brand am Anfang des 19. Jahrhunderts im klassizistischen Stil wiedererrichtet wurde. Ein besonders schönes Beispiel eines typischen Renaissance-Gebäudes steht in Moenigo (Rumo); hier hat sich noch eine Reihe von Fresken an der Außenwand erhalten und Fensterarrangierungen sowie Zinnenmauer vervollständigen das herrschaftliche Gepräge. Dieses Haus war ursprünglich Thun'scher Besitz, so wie das schöne Herrenhaus am Eingang von Sporminore, das immer den Grafen Spaur gehörte; zwei Beispiele von Ansitzen, die nicht auf den Bauernadel zurückzuführen sind.



Villa La Torraccia in Terzolas

häusern. Der trutzige Bau des „Palazzo Nero“ aus dem 15. Jahrhundert, an dessen Rückseite noch das Bindenschild und der Tiroler Adler zu sehen sind, diente als Gerichtshaus und Wechselstube („casana“).

Eine weitere Ansammlung von schönen, herrschaftlichen Gebäuden finden wir in Revò; gleich am Dorfeingang den Palazzo de Maffei, auch „La Campia“ genannt, heute im Besitz der Gemeinde, die ihn grundlegend renoviert hat. Im ehemaligen Landsitz der Thun (heute Ziller) sind außen wie innen zahlreiche Fresken zu bewundern. Ihm gegenüber der große Bau, den einst die Grafen Arz besaßen. Auch im nahen Cagnò kann man beim Durchstreifen der engen Gassen den einen oder anderen alten Anstich entdecken, der sich unter die behäbigen, dickwandigen Bauernhäuser eingliedert. Zum Schluss seien im Nonstal noch einige besonders schöne Gebäude in Arsiò erwähnt (die turmbewehrte „Casa Corazza“ und, bergwärts, das „Castel San Giovanni“, in dessen engem Eingang

Im Sulztal (Val di Sole) sind diese Bauten des kleinen Adels bedeutend spärlicher gesät, wohl auch, weil das Tal nie die wirtschaftliche Bedeutung des Nonstals erreicht hat. In Terzolas, kurz vor Malè, beherrscht der trutzige Bau der „Casa Malanotti“, auch „La Torraccia“ genannt, den kleinen Platz. Immer wieder treffen wir, wie auch hier, auf die nicht bis zum Boden reichenden Ecktürme oder Erker, typisch für Bauten des 16. Jahrhunderts auch in Südtiroler Tälern und im Trentino (z. B. Heufler in Rasen und Neumelans im Pustertal, Trebo-Haus in Enneberg; Amtsgebäude der Bergbehörde in Primiero). In Croviana bald hinter Malè steht der schlossähnliche, heute recht verwahrloste Bau, einst von den Thun, später Besitzer der Familie der Barone Pezzan und heute in bauerlicher Hand. Auch hier handelt es sich eher um ein für Thun'sche Verwalter errichtetes Gebäude als um einen Besitz des Kleinadels. Dem aufmerksamen Beobachter fallen aber auch an anderen Bauten, immer wieder schön gerahmte Fenster und Türen, Doppelbogenfenster und Erker auf, die über die übliche, bauerliche Bauart hinausweisen.

Es ist heute wohl unmöglich, genauer festzustellen, was vom ehemaligen Ehrgeiz freier Bauern übrig geblieben ist: manchmal der Name ohne adeligen Klang, manchmal nicht einmal mehr der Name, ein anderes Mal nur ein gemeißeltes Wappen über einem halb verfallenen Hofort; dann aber wieder ein heute noch repräsentativer Bau und eine Familie, die durch Pflege der Tradition ihr Ansehen bewahrt und vermehrt hat. So war das sicher auch an vielen anderen Orten, aber eine derartige Anhäufung von Gebäuden, die an bessere Zeiten erinnern, ist kaum in einer anderen Gegend des Alpenraums zu finden.

Schrifttum:
Ambrosi Francesco:
Sommario della Storia
Trentina, Borgo 1881,
(Neudruck Forni 1976)
Ausserer Carl: Der Adel
des Nonsberges, Wien
1900 (italienischer Neu-
druck des Originalwer-
kes, Malè, Centro Studi
per la Val di Sole 1985)
Anton von Luttreroiti,
Spaziergänge im
Nonstal, 2. Aufl.,
Manfrini, Calliano 1995
Anton von Luttreroiti,
Das Trentino, Athesia,
Bozen 1997

Die Kirchenburg Mönchsondheim

Eine Bauaufnahme mit Studenten

Eva-Maria Ilsanker



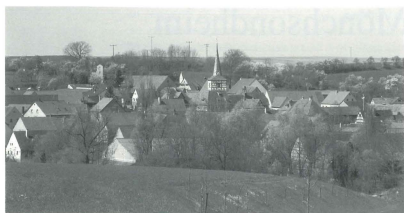
Die Kirchenburg von Osten – von links: Gaden 6, Torhaus, ehemalige Schule, Gaden 9

Im Rahmen des Architekturstudiums an der Fachhochschule München wurde im Wintersemester 1996/97 neben einer Anzahl von Einzelgebäuden auch die Kirchenburg in Mönchsondheim vermessen. Die Ausbildung der Architekturstudenten sieht für das fünfte Studiensemester das Fach „Bauaufnahme“ als Pflichtfach vor. Um eine sinnvolle und praxisnahe Ausbildung anbieten zu können, ist es deshalb unerlässlich, geeignete und vor allen Dingen auch genügend Objekte zu finden, an denen die Studierenden innerhalb nur eines Semesters in das Fach zumindest eingeführt werden können. Angestrebt wird dabei das vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege geforderte „verformungsgerechte“ Aufmaß, durch das die räumlichen und konstruktiven Zusammenhänge mit allen Verformungen, die ein Gebäude im Lauf der Zeit erfahren hat, erschlossen werden. Die Ergebnisse werden in Bestandsplänen, Baubeschreibungen und einer begleitenden Fotodokumentation niedergelegt. Als Vorteil für die Ausführung einer solchen externen Lehrveranstaltung hat es sich dabei erwiesen, wenn entsprechende Objekte nicht zu nahe am Studienort liegen. Da die für das Aufmaß zur Verfügung stehende Zeit aus organisatorischen Gründen sehr knapp bemessen ist, werden die Stu-

denten mehr oder weniger gezwungen, sich intensiv mit den Objekten zu befassen sowie mit den Studienkollegen effektiv zusammenzuarbeiten.

In Absprache mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege wurde von der damals für den Regierungsbezirk Unterfranken zuständigen Referentin, Frau Prof. Dr. Sabine Bock, die Stadt Iphofen mit ihren Ortsteilen Birklingen, Dornheim, Hellmitzheim, Mönchsondheim, Nenzenheim und Posenheim vorgeschlagen. Aus der Vielzahl geeigneter Objekte wurde für das anstehende Semester unter anderem die Kirchenburg Mönchsondheim ausgewählt. Diese wurde zwar in den 70er Jahren wieder instand gesetzt, verfügte jedoch über keinerlei Planunterlagen des Bestandes.

Insgesamt 220 Studenten reisten am letzten Sonntag im Oktober 1996 mit Nivelliergeräten, Theodoliten, Stativen, Zeichenplatten und vielen anderen Werkzeugen an, um ihre zuvor in der Fachhochschule über Dias vorgestellten Objekte kennen zu lernen und sich Gedanken über den sinnvollen Beginn der Vermessungsarbeiten zu machen. Außer der Kirchenburg, die von 61 Studenten bearbeitet wurde, wurden Wohngebäude, landwirtschaftliche Gebäude und Nebengebäude in Mönchsondheim



Der Ort Mönchsodheim von Osten

und Hellmitzheim vermessen. Nur drei Tage, Montag bis Mittwoch, standen den einzelnen Gruppen zur Verfügung, um die Aufmaß- und Zeichenarbeiten sowie die Fotodokumentation möglichst komplett zu erstellen.¹⁾

Der Ort Mönchsodheim – seine Lage, seine Geschichte

Das Haufendorf Mönchsodheim (ca. 300 m NN) ist ein geschlossenes Dorf mit unregelmäßiger Straßenstruktur und hoher baulicher Verdichtung. Es liegt im Landkreis Kitzingen an den Ausläufern des südlichen Steigerwaldes auf einer – geologisch gesehen – lößbedeckten Muschelkalk-Lettenkeuper-Ebene in der „Hellmitzheimer Bucht“. Diese fruchtbare Gäubodenlandschaft hat zur Entstehung städtlicher Bauernanwesen beigetragen. Seit der Gebietsreform von 1972 ist Mönchsodheim ein Ortsteil der bekannten fränkischen Winzerstadt Iphofen, die seither zum Regierungsbezirk Unterfranken im Bundesland Bayern gehört. Etwa drei Kilometer südlich der B 8, die dem Verlauf der alten Reichsstraße von Würzburg nach Nürnberg – einem alten Handels- und Heeresweg – folgt, und 15 km südöstlich von Kitzingen liegt der Ort versteckt in einer Talmulde. Kirchturm und Dächer werden erst sichtbar, wenn man direkt vor dem Ort steht. Die Häuser des Dorfes liegen an einem nach Osten, zum Breitbach hin abfallenden Hang. Bis zu seiner Mündung in den Main bei Marktbreit begleiten den Bachlauf viele ehemalige Mühlen.

Der Ort Mönchsodheim, ursprünglich „Suntheim“ geheißen, ist erst für das erste Viertel des 13. Jahrhunderts urkundlich belegt: Im Jahr 1224 bestätigten Bischof Theoderich und das Domkapitel von Würzburg dem Kloster Münster Schwartzach das von dem Edlen Friedericus von Scheinfeld geschenkte Patronatsrecht über die „capella in suntheim“. Seine Anfänge gehen jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit in die fränkische Siedlungsperiode des 8. Jahrhunderts zurück, auch die Endsilbe -heim des Namens verweist darauf. „Sun“ ist vom Mittelhochdeutschen abgeleitet, es bedeutet

Süden und verweist damit auf die Lage des Ortes zum Königshof in Iphofen. 1283 wurde ein Großteil des Dorfes vom Zisterzienserkloster Ebrach aufgekauft, ab 1340 befand es sich vollständig in dessen Besitz. Die Bauern erhielten Grund und Boden zehentpflichtig. Aus dieser Verbindung zu Ebrach erklärt sich auch die später entstandene Namensverbindung mit „Mönch“.

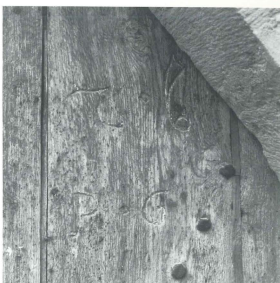
Das ehemals karolingische Königsgut war im 16. Jahrhundert ein „Freidorf“, die Gemeinde durfte also unabhängig Schutzwogt und Pfarrer selbst wählen. Die Anfänge dieser bemerkenswerten Freiheitsrechte sind nicht bekannt, sie sind aber typisch für ehemalige Siedlungen von königsfreien Wehrbauern. Nach dem Schutz durch die Herren von Seinsdorf unterstellten sich die Mönchsodheimer 1450 der Schirmherrschaft der Ansbacher Markgrafen. 1557 nahm die Gemeinde die reformatorische Lehre an. Mit der Säkularisation von Kloster Ebrach im Jahr 1803 geriet Mönchsodheim zunächst unter kurfürstlich-bayerische, dann unter markgräflich-ansbachisch-französische Herrschaft, bis es 1806 nach der Auflösung des Fürstentums Ansbach endgültig zu Bayern kam.²⁾

Die Kirchenburg

Den Mittelpunkt des Dorfes bildet die Kirchenburg, die sich, erhöht am Hang, am westlichen Dorfrand erhebt. Die Anlage bildet ein Geviert über unregelmäßig trapezförmigem Grundriss, gebildet durch eine in Abschnitten bis zu fünf Meter hohe Wehrmauer aus Bruchsteinen, in der noch einzelne schießschartenartige Schlitzfenster sowie eine zugemauerte Fluchtpforte nach Süden zu erkennen sind. Der Eingang liegt im Osten, zum Dorf hin. Das breite, spitzbogige Tor mit gefastem Sandsteingewände ist im Scheitel mit 1698 HP S datiert, den Fasenansatz markieren Voluten. Der Zugang zur Kirchenburg ist mit zwei starken, eisenbeschlagenen Torflügeln zu verschließen. Diese drehen sich noch auf altertümliche Weise mit hölzernen Kegeln, die oben und unten aus den anschlagsseitigen Torbohlen ausgeformt sind, in entsprechenden Pfannen an der Unterseite eines Sturzbalkens bzw. in steinernen Pfannen am Boden. In den rechten Flügel sind die Zahlen 16 mit den Initialen B.F und H.H sowie 76 mit den Initialen P.G eingeschnitzt, zu lesen als Jahreszahl 1676. In diesen Flügel ist auch eine Schlupfpforte, ein „Mannloch“, eingebaut, durch die die Nachzügler eingelassen werden konnten. In der Decke des Durchgangs verbergen sich die Reste ehemaliger Verteidigungsmöglichkeiten. Rechts vom Tor ist der Kirchenburg ein Fachwerkbau vorgesetzt, welcher der Ostseite etwas von ihrem ansonsten wehrhaften Charakter nimmt. Hinter dem Giebel dieses Anbaus erhebt sich im First des Torbaus ein sechseckiges Türm-

¹⁾ Das Aufmaß der Kirchenburg wurde von der Autorin betreut, die übrigen Studienarbeiten wurden betreut von den Professoren Dr. Hans-Georg Bankel und Dr. Florian Zimmermann sowie von den Lehrbeauftragten Dipl.-Ing. Meike Gerchow und Dipl.-Ing. Reinhold Winkler MA.

²⁾ Hans-Hubert Hoffmann, Franken seit dem Ende des alten Reiches, in: Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken, Reihe II, Heft 2, München 1955, S. 236



Ausschnitte Tor, rechter Flügel, beide zusammen ergeben Datierung 1676.

chen, dessen Glocke der Mesner angeblich von seinem Bett aus läuten konnte. Im Kirchhof sind an die Ringmauer durchwegs zweigeschossige Fachwerkbauten angebaut bzw. mit dem Obergeschoss auf die Mauerkrone gesetzt. Interessant und äußerst malerisch sind die Zugänge zu den tonnenüberwölbten Kellern, die als niedrige Anbauten den Kirchhäusern vorgelagert sind und bis auf einen mit Pultdächern an deren Hoffassaden anschließen. Alle Kellerhalse haben rundbogige Sandsteingewände, die fast alle mit Inschriften und Datierungen versehen sind.

Zur Geschichte der Kirchenburg

Die Mönchsdonheimer Kirchenburg hat sich wahrscheinlich aus einem Wehrfriedhof entwickelt. Hans Karlinger meint allgemein zu diesem Thema: „Einst wird die Mehrheit unserer Dorfkirchen wehrhaft ummauert gewesen sein – wie alte Abbildungen zeigen; war doch die Kirche in rauen Zeiten gleichzeitig der Gemeinde Burg und Schutz – die Toten selbst lässt die Volkssage an der Verteidigung teilnehmen.“⁵⁾ Seit dem Hochmittelalter sind Kirchenbezirke bekannt, die um den Kirchenbau herum mit Wehrmauern befestigt waren und die bei Gefahr den inneren Rückzugsbereich der Siedlungsgemeinschaft darstellten. So wie die Städte mit Mauer, Wall und Graben, der Adel mit Burgen über Wehranlagen verfügte, suchte auch die Bevölkerungsmehrheit, die Bauern, ihr Hab und Gut zu schützen. Wehrhafte Kirchenbauten – das konnten befestigte Friedhöfe, Wehrkirchen und Kirchenburgen sein – waren seit dem Mittelalter in ganz Europa verbreitet, nur mangelt es heute vielfach an Zeugnissen, die die Jahrhunderte überdauert haben. Bei Kirchenburgen denkt jeder an Siebenbürgen, an die einstige Militärgrenze zur Türkei, wo sich heute noch imposante und unverfälschte Anlagen finden. Außerhalb Deutschlands kennt man den Kirchenburgen vergleichbare An-

lagen noch in der Steiermark, dort „Tabor“ genannt.⁶⁾ Aber auch in Franken, vor allem im östlichen Grenzgebiet des Hochstiftes Würzburg, sind solche Bauwerke auf uns gekommen, wenn auch selten in dem vollständigen und unverbauten Zu-



Ausschnitt Tor, Sandsteingewände mit Volute am Fassensatz

stand, der den Wehrcharakter noch heute deutlich zeigen würde.

Viele fränkische Ortschaften waren von einem „Dorfhag“ oder „Etter“ umgeben, einer Zaunhecke mit Palisaden, die noch mit einem Wassergraben umgeben sein konnte. Es gab Dorfwächter und Dorfordnungen, Belege dafür, dass man sich um die Funktionsfähigkeit sorgte. Natürlich konnte der Dorfhag nur schwachen Schutz bieten. Deshalb findet sich in der Regel eine stärkere Sicherheitszone um die Kirche, die als Flucht- und Rückzugsmöglichkeit diente. Die älteste Form ist wahrscheinlich der ummauerte Wehrfriedhof⁷⁾, wobei auch die Kirche, die zugleich als Speicher diente, wehrhaften Charakter aufwies. Sobald innen am Mauerring kleine Vorrathshäuser mit Kellern, so ge-

⁵⁾ Hans Karlinger, Bayerische Kunstgeschichte, 3. Aufl., München 1967, S. 57
⁶⁾ Karl Kolb, Wehrkirchen in Europa, Würzburg 1983, S. 143, 153
⁷⁾ Eines der schönsten Beispiele für einen Wehrfriedhof ist Eßfeldrich (Ofr.).



Ensemble von Süden

nannte Gaden, angebaut wurden, spricht man von Kirchenburgen, ein Ausdruck, der im fränkischen Raum erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts bekannt und seit den 30er Jahren allgemein üblich wurde.⁶⁾ Solche Gadenkirchenburgen sind in Franken noch relativ häufig anzutreffen, sie konzentrieren sich vor allem am Steigerwaldrand, im Rhönvorland und im Grabfeld.⁷⁾

Der Ausbau von Wehrfriedhöfen zu Kirchenburgen geschah vermutlich immer in Zeiten anhaltender Bedrohungen, so dass es durchaus sinnvoll war, besonders schützenswertes Hab und Gut gleich in der Kirche bzw. den Gaden zu belassen. Eine solche Bedingung für die Entstehung von Kirchenburgen konnten die Hussiteneinfälle im frühen 15. Jahrhundert und die Kriege des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach-Bayreuth in der Mitte des 16. Jahrhunderts gewesen sein, die Franken schwer in Mitleidenschaft gezogen haben. In Einzelfällen ist nachgewiesen, dass die Kirchenburgen bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein Schutz vor Raubgesindel und marodierender Soldateska boten – freilich nie vor einer ordentlichen Heeresmacht. Oft war aber wohl allein schon die Tatsache, dass eine dörfliche Burg vorhanden war, Grund genug, das Dorf unbehelligt zu lassen, weil nicht mit einem raschen und risikolosen Raubzug zu rechnen war.

Von einer Kirchenburg kann man in Mönchsondheim wohl seit der Mitte des 16. Jahrhunderts sprechen, ihr Vorgänger war ein Wehrfriedhof. Bei Grabungen im Dezember 1996⁸⁾ wurden außerhalb

der südlichen Kirchenburgmauer mehrere Bestattungen entdeckt, darunter auch Skeletteile, die unter dem nur etwa 60 cm eingetieften Fundament der Mauer lagen. Die Bestattungen müssen also älter sein als die Mauer. Die Funde besagen aber auch, dass der Friedhof im Mittelalter eine größere Ausdehnung hatte als die heutige Kirchenburg. Bereits diese größere Anlage war von einem Graben umgeben, der im Durchschnitt 3 m breit und 1,50 m tief war. An der Torseite, im Osten, verlief der Graben etwa drei Meter vor der Kirchenburgmauer. Er war mit Sandsteinmauern eingefasst, etwa 5 m breit und 2,50 m tief.

Wenn die Umfassungsmauer der heutigen Kirchenburg entstanden ist, ist nicht genau bekannt. 1564 wurde der neue Friedhof an den Ortsausgang Richtung Markt Einersheim verlegt.⁹⁾ Besonders in der protestantischen Ortschaften im Kitzinger Land sind Friedhofsverlegungen in dieser Zeit mehrfach nachgewiesen, der Protestantismus hat diese Verlegungen gefördert. Dieses Jahr 1564 bestimmt den frühesten Zeitpunkt für die Errichtung der heutigen Kirchenburgmauer, die aus Pietätsgründen sicher nicht sofort nach der Friedhofsverlegung errichtet wurde, sondern erst nach einer gewissen Karenzzeit. Erst danach sind die meisten Gaden bzw. Kirchhäuser entstanden. Die Ostseite der Kirchenburg mit dem Torhaus wurde allerdings nicht verlegt und markiert den Verlauf der alten Befestigungsanlage. Dendrochronologische Untersuchungen einzelner Deckenbalken des Torbaus haben ergeben, dass dieses in das frühe 15. Jahrhundert zurückgeht. Auch die Nordwestseite scheint noch der alten Befestigung anzugehören.

Die Kirchenburg ist im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) vermutlich zerstört worden, 1632 marschierten die Truppen Gustav Adolfs durch das Land. Im Kriegsjahr 1638 stürzte der bereits baufällige Holzturm der Kirche ein und beschädigte das Kirchenschiff schwer. Nach den Kriegswirren dauerte es bis 1688, dass die Kirchenruine abgebrochen und mit dem Wiederaufbau begonnen wurde; bereits 1690 konnte der Neubau der Chorturmkirche eingeweiht werden. Näheres erfährt man durch die Steintafel an der Kirchaußenmauer:

AN . NO . 16 . 88 IAR
 IST . DIS . GOTTESHAVS . VON DER GAN
 .TZEN . GEMEIN . ER . BAVT . WAR
 SCHULHEIS . HER . JOHAN . BRVGL .
 MATTHAS . STEFFAN . BAVHER
 MICHAEL . DERP . BAV . HER
 IOHANES . ENCK VND . CASPAR . NEVPER
 BEIT . PVRGEMEISTER . IOHANES BRVGL
 CASPAR . DERP . GOTTS . MEISTER .

Aus der alten Kirche ist die hölzerne Kanzel übernommen; sie wurde 1613 gestiftet und trägt die Inschrift: „GOTT ZV EHR VND DISER GEMEIN ZV

⁶⁾ Reinhard Hüßner, Kirchgaden in Kleinglangheim. Baulicher und funktionaler Wandel in der Neuzeit. Masch. schriftl., Kitzingen o. J., S. 6 ff.

⁷⁾ Konrad Bedal, Bäuerlicher Hausbau im südlichen Unterfranken, in: Unterfranken, Band 3 der Reihe Bauernhäuser in Bayern, München 1996, S. 47–70.

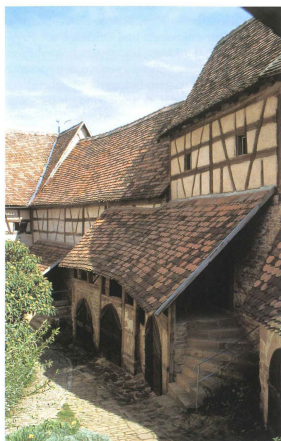
⁸⁾ Grabungsbericht Kirchenburg Mönchsondheim von Dr. Hans-Ulrich Glaser, 20. November 1996 (zur Verfügung gestellt von Herrn Dr. Michael Hoppe, Oberkonservator, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle Würzburg).

⁹⁾ Hüßner, S. 45, mit Angabe der Archivalie

NVTZ.* Der Wiederaufbau der Kirchenburg dürfte nach dem Kirchenneubau ab Ende des 17. Jahrhunderts erfolgt sein, die Datierung 1698 im Bogenseitel des Torhauses könnte einen Hinweis dafür liefern. Er erreichte in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts seinen Höhepunkt, fast alle Kellerzugänge sind in die Jahre 1735 und 1736 datiert, was auch die Einheitlichkeit deren Ausführung erklärt. In späterer Zeit können noch Aufstockungen der Gaden erfolgt sein; für die Gleichzeitigkeit sprechen jedoch das gemeinsame Mauergefüge und die jeweils über mehrere Gaden durchgehenden einheitlichen Dachkonstruktionen. Als letztes Gebäude wurde der Kirchenburg 1837 am Torhaus ein Fachwerkbau angebaut, der laut Bauinschrift über der Tür die neue Schule war, in der bis 1927 unterrichtet wurde. Die alte befand sich seit dem Wiederaufbau des Torhauses in dessen Obergeschoss. Noch bis 1976 teilten sich 27 Besitzer die Keller und Gaden der Kirchenburg; in diesem Jahr wurde die Einrichtung als fränkisches Handwerker-museum beschossen. Heute sind nur noch die Keller zu einem symbolischen Preis an die Dorfbewohner vermietet.

Zur Arbeitsmethode des „verformungsgerechten“ Aufmaßes

Das verformungsgerechte Aufmaß basiert auf zwei Grundvoraussetzungen:



Die Vermessung erfolgt auf der Basis eines Achsen-netzes bzw. eines geodätischen Grundsystems.

Die zeichnerische Auftragung der Gebäuderisse erfolgt direkt vor Ort.

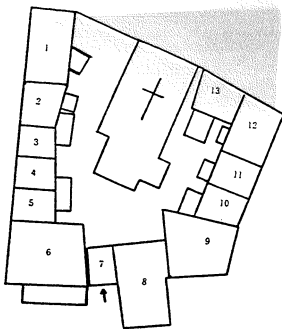
Für die Bearbeitung wurde die Kirchenburg mit ihren 13 Gaden, dem Torhaus und dem nach Osten vorgelagerten ehemaligen Schulhaus in zehn überschaubare Abschnitte aufgeteilt, die je nach Größe von Gruppen mit fünf bis acht Studenten bearbeitet wurden. Die Kirche wurde beim Aufmaß bewusst ausgespart. Auch die einzelnen Keller mussten leider unberücksichtigt bleiben, da sie nach wie vor privat als Lagerräume genutzt werden.

Da die Kirchenburg ein Baukomplex mit hohem Schwierigkeitsgrad ist, wurde den Studenten die Vorgabe gemacht, auf der Basis eines von allen Gruppen gemeinsam zu erstellenden geodätischen Systems zu arbeiten, an das sich dann die einzelnen Gruppen „anhängen“ mussten. Dies und das oben nur grob skizzierte Vorgehen birgt für die

Die Kirchenburg von Osten, Torhaus mit spitzbogigem Tor, Torflügel mit „Mannloch“, rechts davon die Schule

Links: Südliche Gadenreihe, Hofseite, von Westen. Die Erdgeschosse sind mit Bruchsteinen gemauert, die Obergeschosse in Fachwerk aufgesetzt. Die Kellerabgänge sind vorgezogen, die Zugänge zu den Gaden liegen unter den Dächern der Kellerhalse.

Übersicht über die einzelnen Gaden



Studenten zunächst einige Schwierigkeiten: die Arbeit mit geodätischen Geräten wie Nivelliergerät und Theodolit, das Auftragen ohne Zwischenskizzen direkt vor Ort, kaum oder gar keine Kenntnis historischer Holzverbindungen.

Effektive Gruppenarbeit

All diese Kenntnisse können nicht vorausgesetzt werden, da die Architekturausbildung überwiegend auf den Entwurfsarchitekten, auf den Neubauein, ausgerichtet ist. Hinzu kommt eine mehr oder weniger gute Zeichentechnik.

Im Sprachgebrauch der Praxis wird das dreidimensionale Koordinatensystem unterschieden in die „Meterrissebenen“, auch „Horizonte“ oder „Null-ebenen“ genannt, und das Achsennetz. Diese Unterscheidung beruht auf der Durchführung der Messung mit unterschiedlichen Messgeräten: Meterrisse werden mit dem Nivelliergerät oder der Schlauchwaage erstellt, das Errichten der Haupt- und Nebenachsen erfolgt über Winkelmessung mittels eines Theodoliten.

Um sämtliche Baukörper mit Grundrissen, Schnitten und Ansichten dreidimensional erfassen zu können, wurde im Hof der Kirchenburg ein Achsensystem $x-y-z$ eingerichtet, dessen Achsen alle untereinander maßlich verbunden waren. Auf ein äußeres Achsennetz wies die Kirchenburg wurde aus zeitlichen Gründen verzichtet, lediglich entlang der nördlichen Feldseite wurde zur Kontrolle eine Achse bis zu einem festgelegten Punkt an der Nordwestecke der Anlage eingemessen. An dieses Grundsystem konnten die einzelnen Gruppen ihre Gebäudeabschnitte im Idealfall entweder orthogonal anhängen oder mit Hilfsdreiecken einmessen. Die Kreuzungspunkte des Achsennetzes wurden mit dem Maßband eingemessen, dessen Able-

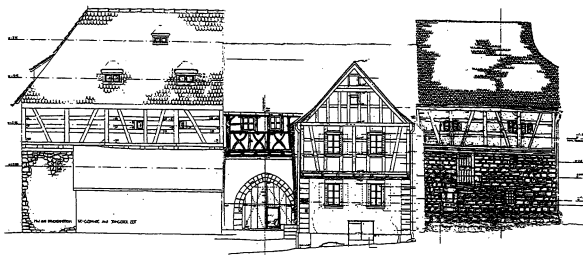
smöglichkeit die Maßgenauigkeit des Verfahrens bestimmt. Die Fehlerquellen bei der Winkelmessung, die mit Ingenieurtheodoliten erfolgte, sind in der Regel vernachlässigbar klein. Die Zeichengenauigkeit sollte je nach Planmaßstab bei 0,5 bis 1 cm liegen.

Parallel zu diesen Arbeiten wurden von den einzelnen Bearbeitern mit Nivelliergeräten und Schlauchwaagen die Meterrissebenen an den Wänden und Wandöffnungen markiert und untereinander in ihren Höhenabständen eingemessen. Bereits vorhandene Achsen wurden mit Schnüren nachgespannt. Die einzelnen Achsenetze wurden geschossweise in Höhe der jeweiligen Meterrissebenen aufgebaut. Da die Kirchenburg als Museum genutzt wird und während der Aufmaßebeiten an zwei Tagen auch Museumsbesucher präsent waren, mussten diese Achsenetze z. T. am Fußboden gespannt werden. Auf diese Weise wurden alle Messebenen mit ihren Achsen unverrückbar mittels Längen- und Winkelmessungen untereinander definiert, das räumliche Koordinatensystem ist entstanden. Ausgehend von den mit Schnüren gespannten Achsen werden in der Regel zuerst die Grundrisse vermessen und sofort auf Zeichenkarton aufgetragen. Da bei der Kirchenburg zuerst das Ausgangssystem erstellt werden musste, wurde bei den Arbeitsgruppen, die entsprechend dem Fortschritt des Hauptachsensystems zeitlich erst später ihre Gebäude anbinden konnten, eine Ausnahme gemacht: Durch das Einrichten von Nebenachsen, d. h. durch das Abhängen von Loten an Fassaden und in den Dachstühlen, konnte im Vorlauf bereits mit dem Aufmessen und Zeichnen der Fassaden und z. T. der Längs- und Querschnitte begonnen werden. Diese Nebenachsen wurden nachträglich auf das Messsystem bezogen. Ausgehend von diesem Messnetz, das sich wie eine große Spinnweb durch die Anlage zog, wurde die gesamte Kirchenburg mit all ihren Verformungen vermessen.

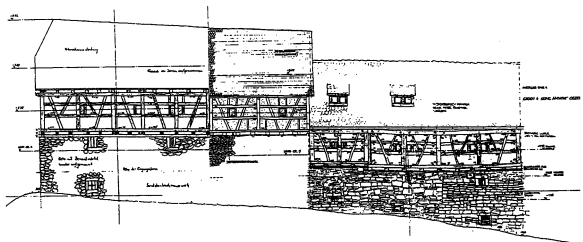
Der hohe Schwierigkeitsgrad beim Vermessen der Kirchenburg zeigte sich besonders an den Längsschnitten: Neben z. T. starken Verformungen der aneinander gebauten Vorratshäuser der Kirchenburg waren unterschiedliche Geschosshöhen zu bewältigen, zusätzlich erschwerte durch die Hanglage der Burg. Obwohl die einzelnen Gruppen mit dem Vermessen „ihrer“ Objekte erst mit einer gewissen Zeitverzögerung beginnen konnten, bedingt durch das notwendige, für „Anfänger“ sehr aufwändige Messnetz, das zudem durch die Hanglage und die Enge innerhalb der Kirchenburg erschwert war – gar nicht zu reden von der jahreszeitlich bedingten Kälte und dem am zweiten Tag einsetzenden Regen – konnte doch ein äußerst zufriedenstellendes Ergebnis erzielt werden. Das komplette Aufmaß besteht aus 63 Plänen sowie

Weitere Literatur:
Hans Bauer, Kirchenburgen im Landkreis Kitzingen, in: Jahrbuch des Landkreises Kitzingen 1982, Münster-schwartzach 1982, S. 68–72
Andreas Brombierstädt, Iphofen. Eine fränkische Kleinstadt im Wandel der Jahrhunderte, Scheinfeld 1983, S. 361–363
Fränkische Kirchenburgen IX. Mönchsondheim, in: Würzburger General Anzeiger Nr. 281 vom 7. Dezember 1934, S. 15
Historische Exkursionen in Franken und in der Oberpfalz, Akademiebericht 323, hrsg. v. d. Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung, Dillingen 1999, S. 161–176
Rudolf Schöpfel, Das Museumsdorf Mönchsondheim, in: Schöne Heimat, 82. Jg., 1993 Heft 2, S. 83–86

Herrn Reinhard Hüfner, Museumsleiter des Fränkischen Bauern- und Handwerkmuseums Kirchenburg Mönchsondheim, danke ich für seine zahlreichen Hinweise.



Außenansicht der Kirchensburg von Osten – von links: Gaden 6, Torhaus (Gaden 7), ehemalige Schule (Gaden 8), Gaden 9

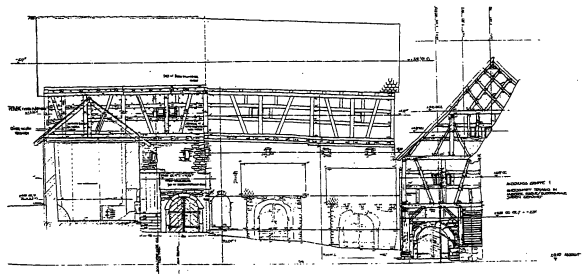


Außenansicht der Kirchensburg von Süden – Von links: Gaden 1–6

den Baubeschreibungen und der Fotodokumentation zu jedem Gaden.

Nachdem die Studienarbeiten zu Ende des Semesters benotet und abgegeben waren, konnten, dank des aufwändigen Messnetzes, aus den einzelnen Plänen der Kirchensburg je ein vollständiger Erdgeschoss- und Obergeschossgrundriss zusammengestellt werden, ferner die Fassadenabwicklungen zu den Hof- und Feldseiten sowie

Längs- und Querschnitte der einzelnen Gaden. Die Studienarbeiten aller aufgemessenen Objekte sowie die einzelnen und montierten Pläne der Kirchensburg wurden der Stadt Iphofen übergeben. Aus Anlass dieser Übergabe wurde im historischen Rathaus von Mönchsondheim von Mitte Juni bis Mitte Juli 1997 eine kleine Ausstellung eingerichtet, in der die Ergebnisse der Lehrveranstaltung vorgestellt wurden.



Nördliche Kirchhofseite, Querschnitt durch Gaden 13, Hofansicht von Gaden 12, 11, 10, 9

Die Schlosskapelle St. Sebastian zu Englar in Eppan

Günther Bayer



Schlosskapelle
St. Sebastian,
Ansicht von Westen

In einer von zahlreichen Schlössern und Ansitzen geprägten Landschaft – Südtirol – gelegen, hebt sich Englar durch seinen mittelalterlichen Habitus, vor allem durch sein „nordisches“ Steildach, grundsätzlich von den meist im „Überetscher Stil“ gehaltenen Adelsitzen der Gegend ab. Nur einen Steinwurf weit davon entfernt liegt die ebenfalls spätgotische Kapelle St. Sebastian, wie das Schloss und die benachbarte Moosmühle der gräflichen Familie Khuen-Belasy zu Eigen.

Baugeschichte

Ihre Baugeschichte ist archivalisch und bauin-schriftlich genau umrissen: Am 2. Mai 1470 stellt Bischof Johannes Hinderbach von Trient im Schloss Buonconsiglio einen Ablassbrief aus, in dem er mit großer Befriedigung zur Kenntnis nimmt, dass der „edle veste Christoff von Firmian“ auf seinem Gute Englar eine Kapelle zu Ehren der heiligen Märtyrer Fabian und Sebastian zu bauen begonnen habe, und gewährt allen Bußfertigen, die beim Bau tätig sind, und jenen, die zur Ausstattung der Kapelle beitragen, nach der baldigst erwarteten Vollendung des Baues und nach Einweihung der Kapelle einen Ablass von 40 Tagen.

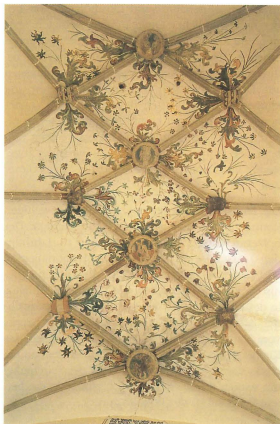
Der Bau dürfte also vorher begonnen worden sein und erreichte nach einer Bauzeit von fünf Jahren seine Vollendung. Das Schriftband über dem Chorbogen verkündet: „Diese kapell hat gestift der edell und vest (...) Kristof virmianer und ist folbracht in der marter wochen (Karwoche) 1475.“ Ein weiterer Ablassbrief, am 2. Dezember 1475 von Kardinal Philipp zu Rom ausgefertigt, bestätigt die Vollendung. Vermutlich wurde das Schiffgewölbe erst um 1500 eingesetzt. Es markiert die letzte Entwicklungsphase spätgotischer Wölbtechnik und ist in dieser „modernen“ Form um 1470/1475 in Südtirol noch nicht denkbar.

Lage, Baugestalt, Äußeres

Malerisch eingerahmt von Baumgruppen und Weinpergeln, erhebt sich nördlich des Schlosses, am Ende eines leicht ansteigenden Höhenrückens, die St.-Sebastians-Kapelle. Dem einschiffigen, zwei Joche langen Bau ist ein eingezogener Chor vorge-lagert, der mit drei Seiten des Achtecks schließt. Im nördlichen Chorwinkel ragt über quadratischem Grundriss der schlichte Turm auf, dessen Südmauer gleichzeitig die Chorwand bildet, so dass er in den Baukörper eingerückt erscheint. Sein Satteldach ist quer zur Kirchenachse ausgerichtet. Der Bau besteht aus verputztem Bruchsteinmauerwerk mit eingeritzter Quaderung, die am Langhaus in Weiß, am Turm in Rot angelegt ist. Solche Putzstrukturen kommen in der Südtiroler Architektur häufig vor. Nur die schmückenden und gliedern-den Elemente und die Kanten des Chorpolygon-s sind in Werkstein ausgeführt. Wegen der starken Umfassungsmauern konnte auf Strebepfeiler ver-

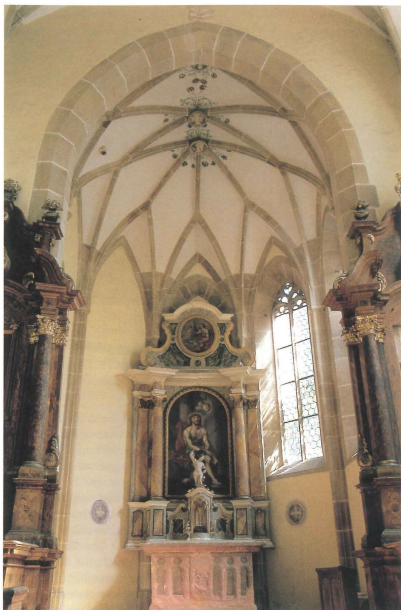
zichtet werden. Somit lässt das Äußere die reich durchgebildete Innenarchitektur noch nicht erkennen.

Das schlanke Westportal zeigt ein feines Leibungsprofil mit Rund- und Birnstäben, die sich im Bogenscheitel kreuzen. Die vorkragenden Kämpfersteine sind mit Schildhaltern in Engelsgestalt besetzt, von denen der rechte das Firmianwappen hält. Die Fensterrosette darüber gehört wohl dem 19. Jahrhundert an. Dass der Mauerausbruch nachträglich erfolgt sein muss, ergibt sich daraus, dass die Leibung im Gegensatz zu allen bauzeitlichen Öffnungen nicht mit Werkstein eingefasst ist. Die Putzquaderung nimmt auf die Rundung keine Rücksicht. Auch die Buntglasfüllung mit der Bezeichnung „Therese Gräf. v. Thun 1859“ lässt insgesamt auf eine neugotische Zutat schließen.



Wer das Äußere umrundet, mag über die geringe Fensterzahl erstaunt sein. Während im Chor ursprünglich drei Spitzbogenfenster vorhanden waren – das mittlere wurde vermutlich in der Barockzeit zugesetzt –, wird der Hauptraum nur durch ein Südfenster erhellt. In dieser Beziehung steht der sonst so fortschrittlich wirkende Bau noch in der Tradition der kleinen romanischen Bergkirchen (z. B. St. Jakob in Grissian), die alle auf Belichtung von Norden her verzichteten. In den Fenstermaßwerken sind die typisch spätgotischen Motive der Fischblase und des Kielbogens verarbeitet. Der Turm weist mit Ausnahme der Giebelgesimse keine Gliederung auf. Hinter den nahezu rundbogigen

Schallfenstern hängen die beiden Glocken. Die eine wurde 1502 von Peter Laiminger gegossen, die andere, mit einer Kreuzigungsgruppe verziert, trägt die Jahreszahl 1570. Die Dachflächen erhalten durch die Mönch- und Nonnendeckung ein landestypisches Gepräge. Auf dem Chordach zeigt der Khuen'sche Wappenlöwe als Wetterfahne, woher der Wind weht.



Zusammen mit dem nahen Baukomplex von Englar, der Schlosskuliße von Gandegg und der bewegten Silhouette der Gleifkapelle stellt St. Sebastian eines der reizvollsten Ensembles im Überetsch dar.

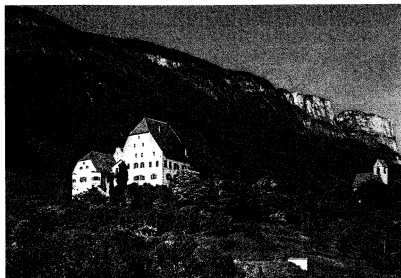
Oben:
Blick in den
Chorraum

Das Innere

Das Langhaus wird von einem Netzgewölbe überspannt, dessen Rippen sich aus kräftigen Diensten entwickeln, während sie an der Chorbogenwand aus Konsolen aufsteigen. Da die Stiechkappen tief

Links:
Reich dekoriertes
Netzgewölbe des
Langhauses

unter die Kämpferzone des Gewölbes herabgezogen sind und die Rippenansätze durch diagonale Überschneidungen eine Verlängerung über die Dienste hinaus erfahren, wohnt dem Raum ein starker optischer Vertikalschub inne und man vermisst fast, dass das eigentliche Gewölbe aus einer flachen Tonne besteht. Diese Wölbtechnik, eine Erfindung der ausklingenden Gotik, erfuhr durch Nikolaus Eßler d. J. in der Hallenkirche zu Din-



Schloss Englar mit St.-Sebastians-Kirche im Hintergrund

kelsbühl ihre früheste Anwendung. Ihr Auftreten in Englar setzt die Kenntnis schwäbisch-fränkischer Bauhüttenpraxis voraus. Dieselbe Gestaltungsform begegnet uns auch in den Seitenschiffen der Kirche Unserer Lieben Frau in der Vill in Neumarkt.

Der Chorraum besticht durch die straffe Bündelung seiner Werksteinglieder. Die Dienste mit ihren Rippenfarben, der Stern des Gewölbenetzes und die kräftig betonten Fensterleibungen steigern die vertikale Kraft des Kircheninneren. Sie schaffen gleichsam eine räumliche „Verdichtung“ und lassen den Blick durch den Rahmen des Triumphbogens zu einem starken Raumerlebnis werden. Das Südfenster stört den Rhythmus der Gewölbejoche und zwingt zum Verzicht auf den Dienst. Statt dessen wurde eine Fratzenkonsole eingefügt. Ihr nördliches Gegenstück ist durch Feuchtigkeitseinwirkung bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Darunter öffnet sich die Luke zum Turmaufgang, die nur mit Hilfe einer Leiter erreicht werden kann. Da das Gewölbe im untersten Turmgewölbe (Sakristei) keine Durchstiegsmöglichkeit gibt, musste diese Lösung gefunden werden.

Die sorgsam ausgeführte Steinmetzarbeit und die edle Ausformung sämtlicher gliedernder Elemente, insbesondere der figurlichen Konsolen im Schiff (links eine Damenbüste, rechts ein bärtiger Männerkopf, wohl das Stifterpaar), legen die Vermutung nahe, dass hier Werkleute der Baustellen des St. Paulser „Domes“, der Meraner Stadtkirche oder

der Kirche Unserer Lieben Frau in der Vill in Neumarkt tätig waren. Darauf lassen auch dieselben Steinmetzzeichen schließen.

Zur bauzeitlichen Ausgestaltung zählen die Rankenmalereien im Schiffgewölbe, die allerdings spätere Überarbeitung nicht verleugnen können. In Verbindung mit den bemalten Schlusssteinen und den Wappenschildern an den Schnittpunkten der Rippen (u. a. das Firmianwappen) bilden sie ein gutes Beispiel spätgotischer Gewölbekoloration. Ebenfalls noch bauzeitlich sind die mit Schwarzlot schattierten Butzenscheiben in den Maßwerkzonen der Fenster. Die Wabengverglasung hingegen gehört dem 18. Jahrhundert an.

Die Ausstattung der Barockzeit war mit Eingriffen in das gotische Raumbild verbunden. Zwar sind die Seitenaltäre (um 1740) mit ihrer reichen Marketerie aus Nussbaum- und Obstbälzern von hoher handwerklicher Qualität, sie bedingen aber störende Einbuchtungen in die Wände und unterbrechen den klaren Linienfluss des Chorbogens. Ihre Antependien weisen feine Bandwerkintarsien auf. Diese setzen sich auch im Mittelteil fort und klingen in der lebhaften Bekrönung aus. Vorstehende Säulen tragen kompliziert gebildete Kropfgesimse mit geschwungenen und gesprengten Giebeln. Die Furniere sind sorgsam aufeinander abgestimmt und erinnern an die kostbaren Möbel dieser Zeit.

Die Mensa des Hauptaltars mit einer gewaltigen Rotmarmorplatte ist noch spätmittelalterlich. Der hölzerne Aufsatz (letztes Drittel des 18. Jahrhunderts) lässt in seiner polychromen Marmorimitation und seinen weiß gehaltenen Kropfgesimsen italienische Einflüsse vermuten. Das Altarbild „Christus in der Rast“ ist mit J. Altmütter (Altmutter) bezeichnet. Auf dem Medaillon im Auszug ist der bereits vom Martyrium erlöste St. Sebastian im Beisein des Kirchenvaters Gregor zu sehen. Mutet der Aufbau etwas starr und streng an, so weist der Tabernakel mit seinem Rocailledekor noch einmal in die heitere Formenwelt des Rokoko zurück.

Fazit

Die St.-Sebastians-Kapelle ragt durch ihre Innenarchitektur weit über den Durchschnitt der vielen Südtiroler Schloss-, Berg- und Dorfkapellen hinaus. Als Ritter Christoph von Firmian den Bau durchführte, kam ihm die Nähe der Projekte von St. Pauls und Neumarkt zugute, wo qualifizierte Fachkräfte „auszuleihen“ waren. So konnte abseits der großen Kunstzentren ein Werk entstehen, das sich zwar in seinen Dimensionen bescheiden gibt, das aber im Raumbild und in seiner Detailgestaltung auf der Höhe der Zeit steht und die Ausstrahlung der süddeutschen Sondergotik bis ins Überetsch erkennen lässt.

Kachelfunde auf Burgen und Schlössern

Fortsetzung des Beitrags aus ARX 2/1999

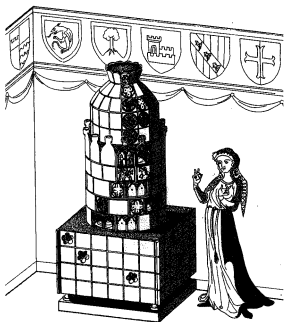
Rosemarie Franz

Der kunstvoll verzierte Kachelofen entstand am Anfang des 14. Jahrhunderts, wie zahlreiche Kachelfunde beweisen. Mit der Zunahme des Wohlstandes suchte der Adel seine gesellschaftliche Stellung durch eine kunstreiche Ausschmückung der Burgen und Paläste zu manifestieren. So war man auch bemüht, die Räume durch künstlerisch gestaltete Kachelöfen wohnlicher zu machen. Auf den stets mehrgeschossigen Burgen verlor der mit einem Kamin versehene Saal seine alte Bedeutung zugunsten von mehreren kleinen heizbaren Gemächern, vor allem der Kemenate. Dadurch wurde eine bessere Trennung der Bewohner nach Stand und Geschlecht möglich. Der Kachelofen wurde Mode, wozu vielleicht auch eine Verschlechterung des Klimas und ein erhöhtes Wärmebedürfnis beitrugen. Die Klimaforscher sprechen von einer „kleinen Eiszeit“ im 14. Jahrhundert, bei der die Jahresdurchschnittstemperatur um einige Grade sank.

Die Kacheln, die bei Ausgrabungen zerstörter Burgen ans Tageslicht kommen, zeigen Szenen aus dem ritterlichen Leben und Minnedarstellungen sowie Fabeltiere. Biblische Darstellungen fehlen erstaunlicherweise ganz. Die Architekturmotive gewannen seit der Mitte des Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung. Man empfand den Ofen als Architektur und suchte ihn wie eine solche zu gestalten. Es ist anzunehmen, dass der Ofenaufsatz sich unter dem Einfluss der gotischen Architekturformen immer mehr in die Höhe entwickelte. Die Nischenkacheln mit reichen, filigranartig durchbrochenen Maßwerkvorlagen entmaterialisierten die schweren Formen der Kacheln in gleicher Weise, wie die Maßwerkkornamentik die Wandflächen der Fenster auflöste. Einen solchen ganz aus Maßwerkkacheln errichteten Ofen kann man sich nicht prächtig genug vorstellen, besonders, wenn zu den zarten Gittermotiven womöglich mehrfarbige Glasuren traten und wenn sich im Spiel von Licht und Schatten die Gitterformen im Rund der Nischenkacheln vervielfältigten.

Neue Schweizer Kachelfunde

Neueste Kachelfunde in der Schweiz haben unsere Kenntnisse, vor allem was den Ofenaufbau betrifft, außerordentlich bereichert, so die auf der 1384 zerstörten Gestelburg der Freiherren von Turn, einer der führenden Adelsfamilien des Wallis. Im Rah-



Rekonstruktionszeichnung eines Kachelofens aufgrund von Kachelfunden aus der Gestelburg Wallis, (1330-1350)

men der Sicherungsarbeiten am Baubestand wurden in der Ruine 1989 der Schutt im Palas ausgehoben und ein umfangreicher Komplex von schätzungsweise 1000 modelgeformten Kachelresten und Kacheln geborgen. Die Ofenkeramik gehört zu einem Kachelofen, der nach dem archäologischen Befund beim Brand der Burg aus einem Raum des Obergeschosses in die Tiefe gestürzt war. Mit Sicherheit sind 121 plastisch gestaltete Kacheln zu rekonstruieren, darunter Ofenfüße, leistenförmige, querrechteckige, quadratische, trapezförmige und spitzbogige Kacheln. Sie bildeten die Grundlage für die zeichnerische Rekonstruktion eines ganz aus Kacheln errichteten Ofens, der zwischen 1330 und 1350 entstand. Die Motive auf den Kacheln sind der gotischen Architektur und dem höfischen Leben entlehnt: Ritter in Turnierrüstung, die aufeinander zureiten, Liebespaare unter einer Spitzbogenarchitektur, florale Motive sowie Drei- und Vierpässe. Die Kachelblätter sind alle aus Modellen gepresst, zum Teil durchbrochen und vor einen auf der Töpferscheibe aufgedrehten Rumpf gesetzt.

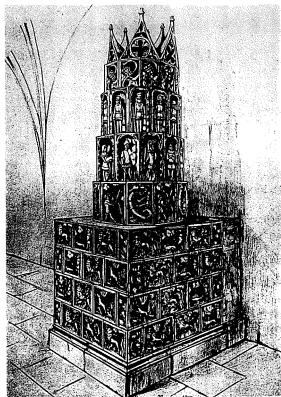
Ein anderer Kachelofen aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde aus Kacheln rekonstruiert,

Rechts:
Blattkachel, Simsons
Kampf mit dem
Löwen, 14. Jahrhun-
dert, Budapest, Burg-
museum

die aus einer 70 cm tiefen Depotgrube stammen, die 1994/95 im Haus eines Kellers unter dem Münsterplatz in Chur gefunden wurde. Der Unterbau besteht aus quadratischen Kacheln mit Tierdarstellungen. Die Vorbilder lassen sich vor allem in den mittelalterlichen Bestiarien nachweisen. Als obere Abschlusskante ist eine Leistenkachel vorgeschlagen, die zwei weibliche Büsten, gerahmt von zwei männlichen, zeigt. Auch am turmförmigen Oberbau erscheinen Szenen aus dem Themenkreis der höfischen Minne, Liebespaare, die sich zueinander neigen, wechseln mit aus Modellen gewonnenen Damen und Rittern im Dreiviertelrelief, die vor Kachelnischen gestellt sind. Interessant ist, dass die Kuppelwölbung und der auseinander gezogene abschließende Knauf, die wir aus den ältesten Ofenabbildungen, etwa den Wappen der Stubenwid, kennen, jetzt mit Hilfe von Trapezkacheln und einem keramisch nachgebildeten Ofenknauf nachgeformt wurden.



Links:
Rekonstruktions-
zeichnung eines Ka-
chelofens aus Ka-
cheln der zweiten
Hälfte des 14. Jahr-
hunderts, königliche
Burg in Buda, unteres
Schloss in Visegrád,
Ungarn



Rechts:
Rekonstruktionsver-
such eines Kachel-
ofens aus Kacheln,
die in einem Depot
auf dem Martinsplatz
in Chur gefunden
wurden, zweite Hälfte
des 14. Jahrhunderts



Funde auf ungarischen Burgen und Schlössern

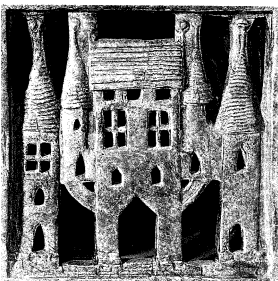
Durch dynastische Beziehungen gelangte der Kachelofen an die Fürstenhöfe von Prag, Budapest und Krakau. Besonders kunstvoll waren die ungarischen Kachelöfen, die für Ludwig I. von Anjou (1342–1382) und den Luxemburger Sigismund (1387–1437 ungarischer König, 1411 deutscher König, 1420 böhmischer König, 1433 römischer Kaiser deutscher Nation) errichtet wurden. Kacheln fand man in den königlichen Palästen von Buda, Vis-

egrád, in der Burg von Esztergom und im königlichen Haus in der Burg von Pest. Aufgrund dieser Funde, die zum Teil Beziehungen zu Schweizer Kacheln erkennen lassen, wurden mehrere Öfen rekonstruiert, zeichnerisch, aber auch als Nachbildung im Burgmuseum in Budapest.

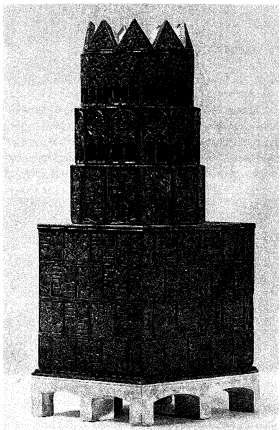
Für den ältesten Ofen, von dem sich Kachelreste sowohl in der königlichen Burg in Buda wie auch im unteren Schloss in Visegrád fanden, wird ein Unterbau aus Blattkacheln angenommen. Es fanden sich gelb glasierte Kacheln mit Jagddarstellungen und mit Simsons Kampf mit dem Löwen, der in der ritterlichen Tracht des 14. Jahrhunderts mit Krone und Sporen dargestellt ist. Auch der Löwe trägt eine Krone. Besonders eindrucksvoll ist der Oberbau rekonstruiert. In der untersten Reihe ste-



Links:
Blattkachel, Wettlauf
zwischen Hase und
Igel, um 1400, Buda-
pest, Burgmuseum

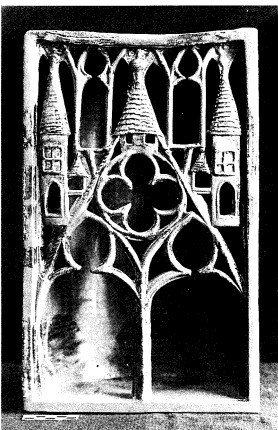


Rechts:
Nischenkachel mit
vorgesetzter Archi-
tekturdarstellung, er-
ste Hälfte des
15. Jahrhunderts,
Budapest,
Burgmuseum



hen sich je ein Ritter mit Schwert und ein Drache im Kampf gegenüber. Darüber folgen zwei Reihen von Halbzylinderkacheln, in die freiplastisch modellierte Ritterfiguren gestellt sind. Den oberen Abschluss bilden Nischenkacheln mit vorgesetzten Weinranken, die wiederum von dreieckigen Kacheln mit Maßwerk bekrönt sind.

Ein anderer Ofen wurde mit Hilfe von Kachelfunden aus der Zeit König Sigismunds rekonstruiert. Sein Wappen erscheint am Unterbau und am Ofenaufsatz. Besonders interessant ist eine Kachel, die die Geschichte vom Wettlauf zwischen Hasen und Igel unter einem Eichenbaum wiedergibt – ein



Links:
Modell eines Ofens
aus Kacheln der Zeit
König Sigismunds
(zwischen 1387 und
1408), königliche
Werkstätten in Nyék
bei Budapest

Rechts:
Nischenkachel mit
vorgesetztem
Maßwerk und
Architekturmotiven,
1. Hälfte 15. Jahr-
hundert, Budapest,
Burgmuseum

Hinweis darauf, wie alt diese Tierfabel ist. Den Oberbau des Ofens hat man mit zwei Reihen von übereinander angeordneten Maßwerkkacheln rekonstruiert, die wiederum von reich ornamentierten Dreieckkacheln bekrönt sind.

Die Öfen wurden in den königlichen Hafnerwerkstätten in Nyék bei Budapest angefertigt, aus denen im 15. Jahrhundert noch mehrere andere Öfen hervorgingen. An fünf verschiedenen Stellen in Budapest und Umgebung fanden sich Reste von gleichen Kacheln.

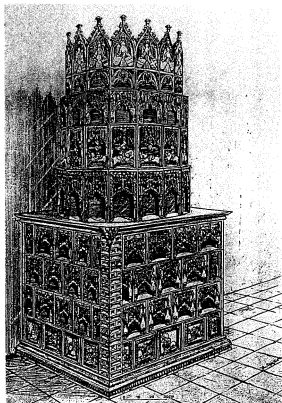
Aus einer anderen Kachelgruppe, aus der eine Kachel mit dem Wappen Sigismunds mit dem Or-

Nischenkachel mit Maßwerk vom Ofen mit den Ritterfiguren (1454–1457), Budapest, Burgmuseum

densozeichen des 1408 von ihm gegründeten Drachenordens, einem Drachen mit um den Hals geringeltem Schwanz, hervorstricht, wurde ein weiterer Ofen zeichnerisch rekonstruiert, der zwischen 1408 und 1437 datiert wird. Am Unterbau des gleichen Ofens erscheinen noch einmal die Kachel mit dem Wetlauf zwischen Hase und Igel und eine reizvolle Architekturkachel, die Darstellung einer Burg mit zwei über Konsolen aufsteigenden Türmchen, von zwei größeren Türmen flankiert, mit eingeschnittenen Türen und Fenstern. Bei einzelnen Exemplaren sind die Durchgänge, Fenster und Türen, ausgeschnitten und die ganze Burg ist vor eine Nische gesetzt. Diese und andere Architekturkacheln sind durchaus Unikate, die es nur in Ungarn gibt. Sie künden von der regen Bautätigkeit am Hofe der ungarischen Könige im 15. Jahrhundert. Der Oberbau ist wieder mit Maßwerkkacheln rekonstruiert.

Die Werkstatt des Ritterofens

Links: Rekonstruktionszeichnung des Ofens mit den Ritterfiguren (zwischen 1454 und 1457), königliche Werkstätten in Nyek bei Budapest



Den so genannten Ritterofen, der fast ganz aus Nischenkacheln besteht, hat man in einer Rekonstruktion in der Burg von Buda wieder aufgestellt, natürlich vorwiegend aus neuen Kacheln, die von den gefundenen Kachelresten abgeformt wurden. Die unterste Reihe wurde aus Tafelkacheln mit dem baumbewachenden Löwen und einem geflügelten Greifen rekonstruiert, wie sie aus Basel und von der Ofengruppe, die die baumbewachenden Löwen als Bekrönung des Ofenaufsatzes tragen, schon bekannt sind. Darüber erscheinen Nischen-

Rechts: Nischenkachel mit Turniermutter vom Ofen mit den Ritterfiguren (1454–1457), Budapest, Burgmuseum



kacheln, bei denen vor die obere Hälfte ein ausgeschnittener Kielbogen mit eingeschriebenem halben Vierpass, aufgesetzten Krabben und einer abschließenden Fiale gesetzt ist. Dahinter steigen zwei durchbrochene Maßwerkfenster auf. Seitlich sind zwei Baldachine angebracht, unter denen Heilige und Propheten auf Sockeln stehen, die mit





dem habsburgischen Löwen und dem steirischen Panther belegt sind. Interessant ist die Einfassung der Ofenkante mit einem Diamantquaderwerk, das auch bei den Löwenöfen der Schweiz, des Bodenseegebietes und in Regensburg vorkommt. Sie ist braun glasiert, während der übrige Ofen eine grüne Glasur aufweist.

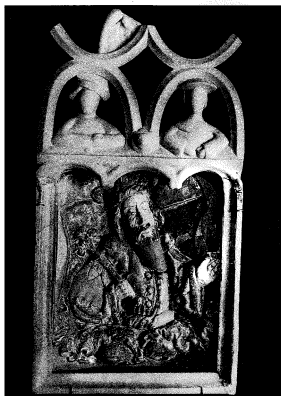
Der turmartig gestaltete Ofenaufsatz besteht ebenfalls aus Nischenkacheln mit eingefügten Kielbögen und reichem Maßwerk. Seitlich sind wie bei einem gotischen Kirchenportal perspektivisch sich verkürzende Säulen angebracht, auf denen Heiligenfiguren unter Baldachinen, ganz wie gotische Gewändefiguren, stehen. Der mittleren Kachelreihe sind gewappnete Ritter zu Pferde vorgeblendet, die wie bei einem Turnier mit eingelegter Lanze gegeneinander galoppieren. Die ausgezeichnet modellierten Ritterfiguren sind unglasiert und tragen Spuren einer roten Bemalung. Ihr Schöpfer war sicher ein Bildhauer, der wohl auch die ebenfalls unglasierten Engelfiguren mit dem österreichischen und dem Wiener Wappen schuf, die in die bekronenden Maßwerkkacheln eingestellt sind. Der prachtvollte Ofen ist wahrscheinlich für Ladislaus V. (1452–1457), den Sohn des deutschen Königs Albrecht II. von Habsburg und Nachfolgers König Sigismunds, angefertigt worden.

Gleiche Öfen befanden sich in mehreren Schlössern und Palästen. Es handelt sich bei der Hofhaffnererei, aus der der Ritterofen hervorgegangen ist, um eine bedeutende Werkstatt, die auch die Hafnerkunst in Österreich beeinflusste. In Ungarn wirkten ihre Motive bis in das 16. Jahrhundert nach

und auch in Jugoslawien und Polen sind Einflüsse der Ritterofenwerkstatt nachzuweisen.

Auf einer zwischen 1454 und 1490 entstandenen Kachel, die Matthias Corvinus auf dem Thron sitzend mit Krone, Szepter und Reichsapfel sehr wirkungsvoll wiedergibt, sind Gesicht und Hals mit

Kachel mit Matthias Corvinus auf dem Thron, um 1490, Budapest, Burgmuseum



Halbfigur eines Königs, der einer Blume entsteigt, um 1490, Budapest, Burgmuseum

weißer Zinnglasur überzogen. Besonders häufig und in großer Reinheit findet sich die weiße Zinnglasur auf den Resten des sog. „Genreofens“, der um 1490 entstand. Es muss sich dabei um einen ganz außerordentlichen Ofen aus vorwiegend freiplastisch modellierten Kacheln gehandelt haben. Sie geben Zeugnis von einer sinnfrohen höfischen Kultur an der Schwelle zwischen Gotik und Renaissance. Die Kachelreste zeigen in komplizierten Bewegungen einen fiedelnden Spielmann, David mit der Schleuder, einen wilden Mann, die Frauenfigur eines tanzenden Paares, einen gepanzerten Ritter, eine Alte, die einen schamlosen Tanz aufführt, ein tanzendes Paar, das mit erhobenen Gewändern seine intimsten Körperteile zur Schau stellt, Halbfiguren eines Königs und eines Clowns, die einer Blume entsteigen, und eine durchbrochene Gesimsverzierung mit den Halbfiguren haubengeschmückter Frauen.

Die letzten drei Kacheln konnten aus Scherben rekonstruiert werden, die bei Ausgrabungen im Burgpalast von Esztergom gefunden wurden. Vielleicht gelangte ein dem „Genreofen“ ähnliches Meisterwerk als Geschenk des Königs in die bischöfliche Residenz oder der Ofen stammt aus dem „Sibyllenpalast“, wohin die 1490 verweitete



Oben:
Rekonstruktionsversuch des sog. Ofens aus dem Stephansdom, Schloss Kreuzenstein bei Klosterneuburg, Anfang des 19. Jahrhunderts

Rechts oben:
Eckkachel vom sog. Ofen aus dem Stephansdom, Ende des 15. Jahrhunderts, New York, Metropolitan Museum

Rechts unten:
Eckkachel vom sog. Ofen aus dem Stephansdom, Ende des 15. Jahrhunderts, Wien, Österreichisches Museum für Angewandte Kunst

ungarischen Öfen, die für sie eine neue Heizform darstellten.

„Österreichische Kacheln vom „Ofen aus dem Stephansdom“

Nach dem Tode Matthias Corvinus' und dem Einfall Kaiser Maximilians I. nach Ungarn und den dadurch verursachten Wirren scheint die Werkstatt des „Genrebildofens“ sich in Österreich niedergelassen zu haben. Das beweisen mehrere Kacheln des sog. Ofens aus dem Mühlviertel, die Walcher



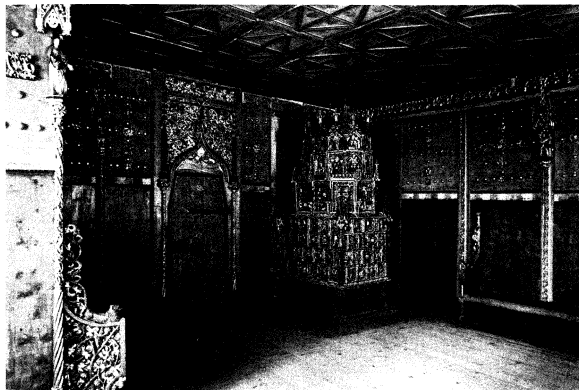
Königin zu ihrem Neffen Ippolito d'Este, Kardinal Fürstprimas von Sztergom, für die nächsten 10 Jahre übersiedelte.

Der Dichter Ariost widmete seinem am Hof Ippolitos lebenden Bruder, der ihn aufforderte, ihn nach Ungarn zu begleiten, folgende Satire:

„Den Winterfrost kann ich nur schwer vertragen,
Der strenger noch bei euch ganz nah am Pole
Als in Italien, wie ich hörte sagen.
Noch weniger gereichte mir zum Wohle
Die Ofenhitze, die wie Pest wir hassen,
Der beißende Gestank von Torf und Kohle,
In dem sich's dort die Menschen wohl sein lassen
Bei Speis und Trank, bei Schlaf und muntern
Spielen,
bei denen sie den Winter gern verpassen.
Ihr habt gut reden, dass man dort beschaulich
In schönen Räumen am Ofen sich wärme.“

Fast alle zeitgenössischen italienischen Humanisten, die sich länger oder kürzer in Ungarn aufhielten, beschrieben, kritisierten und bestaunten die





Kachelofen in der Goldenen Stube der Festung Hohensalzburg (1501)

von Moltheim aus verschiedenen österreichischen Sammlungen zusammengetragen hat. Auf ihnen erscheinen verwandte Kachelmotive und Glasuren.

Auch die Kachelgruppe vom so genannten Ofen aus dem Stephansdom in Wien zeigt Einflüsse aus der Werkstatt des Ritterofens wie des „Genreofens“.

Man nahm früher an, dass der Ofen, von dem sie stammen, einst im Stephansdom in Wien stand. Walcher von Moltheim vermutet dagegen, dass er

aus dem Augustiner-Chorherrenstift Waldhausen kommt, weil sich auf dem Schild einer Eckkachel Johannes Evangelist, der Schutzpatron des Stiftes, befindet. Sicher ist nur, dass die Kacheln sich auf dem Hof eines Wiener Kunsthändlers fanden und von dort in zahlreiche Museen und Sammlungen gelangt sind.

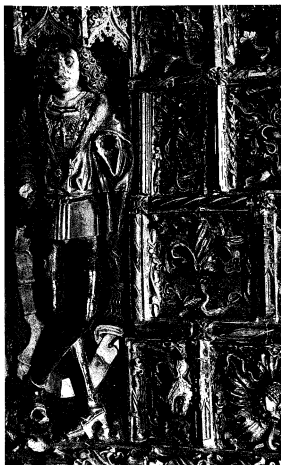
Die beiden besonders schönen Eckkacheln zeigen vollplastisch gestaltete weibliche Halbfiguren als Wappenhalterinnen. Die dekolletierte, weltliche Dame hält ein Wappen, auf dem der doppelköpfige Reichsadler mit dem österreichischen Bindenschild auf der Brust zu sehen ist, die andere „geistliche“ in hochgeschlossener Kleidung ein Wappenschild mit Johannes dem Evangelisten auf blau-weiß gestreiftem Grund. Die angeschnittenen Kacheln unter dem Schild zeigen Simsons Kampf mit dem Löwen. Andere Kacheln mit dem hl. Christophorus, dem hl. Sebastian, dem hl. Nikolaus, dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies gehörten wohl zu dem gleichen Ofen, zumindest aber entstammen sie der gleichen Werkstatt, die vielleicht von einer Budapester Hafnerwerkstatt beeinflusst war.

Motive wie die seitlich der Kacheln auf Säulen stehenden nackten Gestalten von Adam und Eva unter Fialenbaldachinen, der Gesichtsschnitt der mit Turbanen bekleideten Gestalten des Simson und des Christophorus, die mit Laub umwundenen Stäbe in den Hohlkehlen, die den Rahmen der Kacheln bilden, finden sich auf den Kacheln der Budapester Werkstatt des Ritterofens oder der des „Genreofens“. Besonders die Verwendung von ei-



Nischenkachel vom sog. Ofen mit hl. Christophorus aus dem Stephansdom, Ende des 15. Jahrhunderts, Wien – Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe

Selbstbildnis des
Töpfers (?) vom
Unterbau des Ofens
auf der Festung
Hohensalzburg



ner weißen Zinnglasur neben grünen, braunen, gelben und blauen Bleiglasuren verbindet die Wiener Werkstatt mit der Budapester Matthiaswerkstatt. Hervorzuheben ist auch die ausgezeichnete

Modellierung der Köpfe des Christophorus, des Simson und der beiden reizenden Wappenhalterinnen, die ebenfalls turbanähnliche Kopfbedeckungen tragen. Ähnliche haubengeschmückte, freiplastisch modellierte Halbfiguren von Frauen fanden sich als Reste von Ofenbekrönungen im Burgpalast von Esztergom. Dass die „Stephansdomofenwerkstatt“ ebenfalls eine starke Ausstrahlungskraft hatte, beweisen Kachelfunde der Simsonkachel in Varazdin.

Ohne Frage stand dieser Ofen in einem repräsentativen Gebäude eines weltlichen oder geistlichen Fürsten. In Burg Kreuzenstein bei Wien hat man seinerzeit eine Rekonstruktion des Ofens mit Hilfe von Kopien der erhaltenen Kacheln versucht, die aber einigermaßen fragwürdig ist, zumal wir nicht wissen, wie die Gesimse des Ofens ausgesehen haben.

Der Ofen in der Goldenen Stube auf der Festung Hohensalzburg

In der Tradition des reich verzierten höfischen gotischen Ofens, wie er in Budapest sich herausbildete, steht auch der berühmte, noch an seinem ursprünglichen Aufstellungsort erhaltene Kachelofen in der Goldenen Stube der Festung Hohensalzburg von 1501.

Er wurde zusammen mit der Ausstattung der Goldenen Stube von Erzbischof Leonhard von Keutschach (1495–1519) in Auftrag gegeben. Der Ofen ruht auf fünf braun glasierten stehenden Löwen. Der Unterbau ist aus Kacheln mit bunt glasierten gotischen Phantasieblüten auf gelbem Grund im

Links:
Kachel mit dem
Passionswappen
Christi vom Ofen auf
der Festung
Hohensalzburg



Rechts:
Passionswappen
Christi, Kupferstich
des Meisters ES



Stile des Meister ES errichtet, dessen Kupferstiche überhaupt als Vorlagen für viele Kacheln des Ofens dienten. Schmale Gesimse aus gedrehten Stäben, z.T. mit Blattwerk umwunden, trennen die vier Blütenreihen waagrecht, während schlanke Fialen mit immer wieder anders gestalteten Rosetten darüber die senkrechte Teilung vornehmen. Dort, wo der Ofen an die Wand stößt, durch die er von außen geheizt wird, nimmt, von einem Baldachin gekrönt, die rundplastische Figur eines Mannes in gelbem Wams mit geteilten Beinlingen und Trippen an den Füßen die ganze Höhe des Unterbaues ein. Ein Attribut in den abgebrochenen Händen oder das Schriftband zu seinen Füßen gaben einst Auskunft über die Person des Dargestellten. Es liegt nahe, hier ein Selbstbildnis des Töpfers oder des Bildhauers, der die Kacheln entwarf, zu vermuten. Diese Gestalt bildet zusammen mit den Blütenkacheln und den Ofenfüßen in Tierform den profanen Unterbau, der die sakrale Zone des Oberbaues trägt. Auf der Hohlkehle, die zum Oberbau überleitet, erscheint an der Schmalseite die Jahreszahl 1501, das Entstehungsdatum des Ofens.

Der Oberbau verjüngt sich in drei Stufen und wird durch ein à jour gearbeitetes Rankendach mit zwei Kreuzblumen abgeschlossen. Das achteckige untere Geschoss ist von dem darüber zurückspringenden zehneckigen durch eine Maßwerkbalustrade getrennt, die von verschieden geformten Baldachinen unterbrochen wird, unter denen rundplastische Heiligenfiguren stehen. Die Nischenkacheln des Oberbaues, besonders die in der unteren Reihe, gehören zu den schönsten gotischen Kacheln, die wir kennen. Sie zeigen in einem hohen Relief, z. T. freiplastisch modelliert, das Wappen des Auftraggebers, des Erzbischofs Leonhard von Keutschach (1495–1519), den Schutzheiligen von Salzburg, den hl. Rupertus mit Krummstab und Salzkufe, daneben eine Anbetung der Könige, die Marienkrönung, das Passionswappen, die Wappen von Erzstift und Dompropst, Evangelist Markus und Lukas und auf der Rückseite gegenüber der Marienkrönung die Anbetung des am Boden liegenden Christuskindes durch Maria und drei Engel. Für diese Kachel, wie für das Passionswappen konnte ich Kupferstiche des Meisters ES als Vorbilder nachweisen. Auch die Kachel mit der Anbetung der Könige und möglicherweise die Marienkrönung gehen auf verlorene Stiche des Meisters ES zurück. Auch die Blumen auf den Kacheln des Unterbaues, die als Nachbildung der reichen Flora des Alpenlandes angesprochen wurden, sind eher durch die Blumenfolge der Spielkarten des Meisters ES, etwa durch das Blatt L 238, angeregt.

Ungewöhnlich für die Zeit um 1500 sind das große Format der Kacheln und die vielfigurige Darstellung, beides Elemente, die erst für den Renaissanceofen charakteristisch werden. Die Kacheln in



den beiden oberen Zonen des Aufsatzes sind kleiner und zeigen meist nur eine Heiligenfigur. In der zweiten Reihe ist die Verkündigung auf zwei Kacheln verteilt dargestellt, daneben Leonhard von Keutschach, das Reichswappen mit österreichischem Bindenschild und andere Darstellungen. In den kielbögig zugespitzten oberen Abschlusskacheln sind heilige Frauen wiedergegeben. Die Kacheln enden in Fialen mit Kreuzblumen und darüber erhebt sich ein Dach aus Rankenwerk. Der Ofen ist in je zwei verschiedenen Tönen von Blau, Gelb und Grün glasiert und außerdem noch in Braun und Violett.

Der kunstvoll verzierte Kachelofen gelangte schon bald von den Burgen des Adels in die Häuser der wohlhabenden Bürger in den Städten, ja man kann sagen, dass die Blüte des Kachelofens im 16. Jahrhundert vom aufstrebenden Bürgertum getragen wurde. Die wertvollsten Kachelöfen erhielten sich aber weiterhin besonders auf Adelsitzen, auf Burgen und Schlössern, weil man dort das Alte besonders schätzte und schützte.

Oberbau des Ofens auf der Festung Hohensalzburg

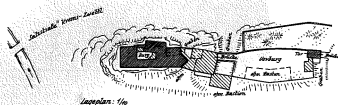
Literatur:
Gabriele Keck: Ein Kachelofen der Manesse-Zeit, Ofenkeramik aus der Gestelburg/Wallis. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 50, 1993, S. 321
Manuel Janosa: Ein Haus am Churer Martinsplatz. Jahresbericht 1995 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden. Separatdruck aus dem Jahrbuch 1995 der Historischen Gesellschaft von Graubünden. Chur 1996, S. 80
Fritz Voit, Inne Holl: Alte ungarische Ofenkacheln, Budapest 1963.
Rosemarie Franz: Der Kachelofen, Graz 1981

Burg Rastenberg

Ein wenig bekanntes Baujuwel in Niederösterreich

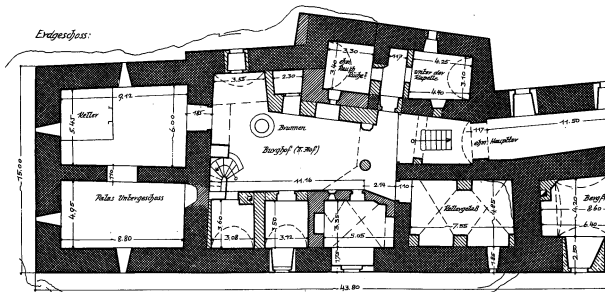
Thomas Kübtreiber und Ronald Woldron

Burg Rastenberg im Waldviertel, Gemeinde Rastendorf, Bezirk-Krems-Göpfel, Niederösterreich.



- älteste mittelalterliche Bauteile
- umgebaute u. spätmittelalterliche Bauteile
- Renaissance-Bauteile, 2. Hälfte 16. Jhdts.
- Barocke Ein- u. Umbauten um 1749
- jüngere Ein- u. Umbauten ab 1844

Erdschloß:



Das niederösterreichische Waldviertel ist für seinen Burgenreichtum bekannt und manch klingender Burgennamen wie Heidenreichstein, Rapottenstein oder die Rosenberg lockt alljährlich Touristenströme in diese Region. Viele Menschen wählen in den Sommermonaten als Reiseziel den Ottensteiner Stausee mit der namengebenden Burg und der heute malerisch am Stausee gelegenen Ruine Lichtenfels, aber nur wenigen wird gewahr, dass sie bei der Anfahrt über die Zweitler Bundesstraße knapp vor der Ankunft eine weitere Burg passieren – Rastenberg. Ihr geringer Bekanntheitsgrad hat wohl zwei Gründe: Zum einen bieten ihre Nachbarburgen Lichtenfels und Ottenstein mit Campingplatz, Bademöglichkeiten und Restaurant eine oft gesuchte Verbindung von romantischem Flair und gleichzeitiger leichter Erreichbarkeit sowie touristischer Infrastruktur. Zum anderen ist Burg Rastenberg bis heute privater Wohnsitz geblieben und daher für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Gerade diese Tatsache hebt sie aber un-

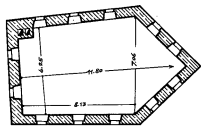
ter vielen anderen Anlagen hervor, denn es gibt in Niederösterreich nur eine Handvoll Höhenburgen, deren Besitzer über Jahrhunderte hinweg die aufwändige Erhaltung und den teils mühevollen Wohnalltag auf sich genommen haben – wer, wie die Autoren, die Gelegenheit hatte, einen Wintertag auf Rastenberg zu verbringen, mag diese Mühen erahnen, ein Leben „in der Burg“ wird hier sehr leicht zu einem Leben „für die Burg“.

Tatsächlich steht die Burg auf einem Felsporn, den an der orographisch rechten Talflanke des Purzelkamps talseitig (Richtung Westen) nahezu senkrecht abfällt, nach Osten aber ohne ausgeprägte Einsattelung in der Hochfläche des Zweitler Plateaus ausläuft. Nördlich des Sporns schmiegt sich in einem Graben das gleichnamige Dorf an den Fuß des Burghügels, von welchem aus auch die Burg über eine Privatstraße erreichbar ist.

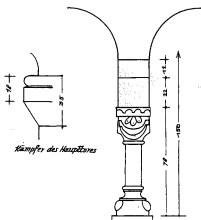
Historisch gesehen ist der Zweitler Raum vor allem als eines der Besitz- und Machtzentren der Kuen-

ringer bekannt, die – urkundlich gesichert – ab dem frühen 12. Jahrhundert diesen bis dahin nur spärlich besiedelten Raum urbar machten und herrschaftsmäßig erschlossen.¹⁾ Für die historisch interessierte Öffentlichkeit ist die Tatsache, dass auch andere Adelsfamilien und Ministerialengruppen maßgeblich an der Erschließung des oberen

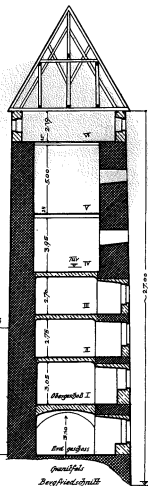
alles aus dem Urkundenbestand abgeleitete Überlegungen zu den Gründungszeiträumen wichtiger niederösterreichischer, insbesondere aber Waldviertler Burgen. Von besonderem Interesse erschien den Autoren aus der Sicht der Burgenforschung aber die zeitliche Eingrenzung der Errichtung von Burg Rastenberg durch Hugo von Rasten-



Bergfried W. Ober-Burggraben

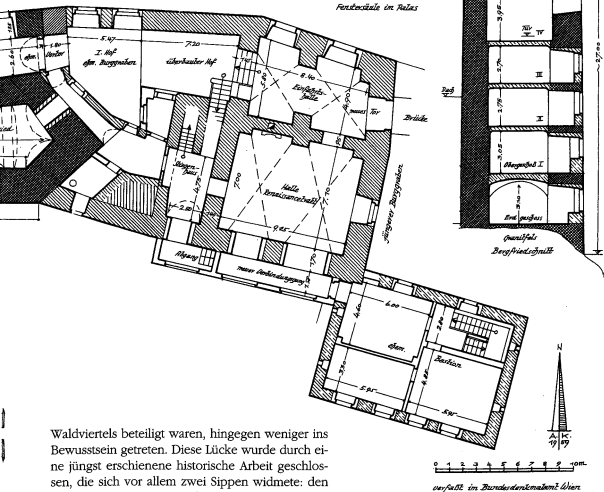


Fensterziele im Hals



Grundriß Bergfried-Zweitl

Rastenberg, Baualtersplan der gesamten Anlage, Erdgeschoss sowie Lageplan u. a.



Grundriß im Zwercherdenkmalerbeit Wien

Waldviertels beteiligt waren, hingegen weniger ins Bewusstsein getreten. Diese Lücke wurde durch eine jüngst erschienene historische Arbeit geschlossen, die sich vor allem zwei Sippen widmete: den Herren von Arnstein-Stiefern sowie den Herren von Rastenberg-Hohenstein-Ottenstein bzw. Lichtenfels.²⁾ Neben dem Verdienst des Historikers Kupfer, erstmals die genealogische Herkunft dieser Familien und ihre Verflechtungen nachvollziehbar und überzeugend dargestellt zu haben, sind es vor

berg aus dem Geschlecht der Rauhenacker, der zwischen 1177 und 1193/1200 mehrfach als Hugo von Ottenstein bezeugend in Erscheinung tritt, seit dem Jahr 1205 sich jedoch nur mehr nach Rasten-

¹⁾ Siehe dazu: Die Kuenringer, Das Werden des Landes Niederösterreich, Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung, Stift Zwettl, 1981; Herwig Wolfram, Zisterziensergründung und Ministerialität am Beispiel Zwettl, Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, N. F. 46/47, S. 1-39

²⁾ Erwin Kupfer, Landesverwerdung und Ministerialensiedlung im westlichen Waldviertel in: Josef Prinz (Hrsg.), Stadtgemeinde Groß Gerungs, Kultur- und Lebensraum im Wandel der Zeit, Groß Gerungs, 1999, S. 22-57



Rastenberg, Ansicht der Burg von Westen

¹⁾ Kupfer, a. a. O. 46
²⁾ Bertrand Michael Buchmann und Brigitte Falbinder, Burgen und Schlösser in Niederösterreich, Bd. 17, Zwischen Gröhl, Ottenstein und Grafenegg, S. 54; Dehio Niederösterreich nördlich der Donau, Wien 1990, S. 945

³⁾ Vgl. u. a. Adalbert Klaar, Beiträge zur Planaufnahme österreichischer Burgen, Niederösterreich, 4. Teil, Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung 23, 1978, S. 248; Österreichische Kunsttopographie, Bd. 1, Die Denkmäler des pol. Bezirks Krems, Wien 1907, S. 347

berg nennt.³⁾ Zwar wurden ähnliche Erbauungsdaten auch schon früher publiziert⁴⁾, demgegenüber steht eine ebenso oft genannte Bauinschrift, die sich in der Burg befinden soll und das Jahr „1188“ nennt.⁵⁾ Diese Fakten und die Darstellung durch Adalbert Klaar, dass ein Großteil der Hochburg zum Gründungsbau gehören solle, erregte die Neugier der Autoren, eine kritische Überprüfung durch eine Begehung der Anlage, welche in mehreren Etappen 1999 erfolgte, durchzuführen.⁶⁾ Dabei sollten insbesondere die in den letzten Jahrzehnten entwickelten Methoden der historischen Bauforschung – Analyse des Bauefuges hinsichtlich erkennbarer Bautappen anhand von Bauformen und Strukturveränderungen, Datierung durch kunsthistorischen Vergleich architektonischer Kleinformen, durch charakteristische Mauerwerksstrukturen sowie, falls möglich, durch dendrochronologische Beprobung alter Bauhölzer wie Gerüstbölzer, Dachstühle – Einsatz finden⁷⁾.

Das äußere Erscheinungsbild der Burg wird in erster Linie von der Hochburg auf dem äußersten Felsporn dominiert, östlich derselben sind dieser allerdings noch eine lang gestreckte Vorburg mit eigenständigem Torbau sowie auf der bewaldeten Anhöhe der ehemalige, viertraktige Meierhof vorgelagert, der heute die Gutsverwaltung und ein Architekturbüro beherbergt. Im weiteren Sinne sind ein zum Gut gehörendes Seminarzentrum auf einer westlich gelegenen Waldlichtung sowie die ehemalige Gutsmühle am Purzelkamp unterhalb des Burgfelsens zum Ensemble hinzuzurechnen. Unser Augenmerk galt aber in erster Linie der Hochburg: Ihr Grundriss zeigt einen äußerst kompakten Gebäudekomplex, der, bedingt durch die Schmalheit des Sporns, bei über 60 Meter Länge nur knapp 16 Meter maximale Breite erreicht. Tatsächlich lässt sich dieser Baukomplex in zwei Einheiten unterteilen: Der ältere beginnt, wie von Klaar richtig erkannt, nach dem ersten Hof, der nach dem Durchschreiten der vorderen Torhallen erreicht wird.

Das an dieser Stelle befindliche erste Burgtor, über dem sich, wie an der unverputzten Nordfassade sichtbar ist, eine Schildmauer mit Wehrgang befand, wird an seiner Südseite von einem siebengeschossigen und fünfeckigen Bergfried flankiert. Als Abschluss der anschließenden, neuzeitlichen Torhalle fällt ein gequaderter Gurtbogen auf, der mit seinen abgestuften, an der Deckplatte mit einem Dreiviertelwulst profilierten Kämpfersteinen romanische Formen zeigt. Da die erhaltene Torsituation mit allseitig vorkragenden Kämpfersteinen gegen eine ursprüngliche Verschießbarkeit spricht, darf man hier vom burgenkundlich seltenen und interessanten Fall eines repräsentativen Portalbogens im Sinne einer Triumphpforte ausgehen, die den architektonischen Auftakt zum Betreten des Burghofes bildete. Dieser liegt allerdings aufgrund der Morphologie des Burgfelsens um ein Geschoss tiefer als die beschriebene Zugangssituation. Der Bergfried selbst weist keinerlei primäre Einbauten auf und war ursprünglich mit – heute vermauerten – Zinnen bekrönt. Im vierten Obergeschoss besitzt der Turm einen Hocheinstieg, dessen rechteckiges Gewände und Leibung aus sorgfältig bearbeiteten Granitquadern bestehen; hier haben sich auch Reste des originalen Riegelkastens aus der Erbauungszeit erhalten. Unmittelbar westlich schloss an den Bergfried ein ca. sechs mal fünf Meter lichte Weite messender Bau an, von dem heute noch der Keller erhalten ist. Auch dieser ist vom Burghof noch durch das originale romanische Portal zu betreten, das einen von einem großformatigen Granitquader gebildeten geraden Sturz besitzt. Diesem Gebäude liegt an der Nordseite die Burgkapelle gegenüber, die mit ihrer Längsseite um ca. zwei Meter aus der Flucht des Nordberings vorspringt. Dieser kleine Sakralbau zeigt sich anhand der erhaltenen romanischen Detailformen als im Ver-



Rastenberg, Biphorenfenster im Saal im ersten Obergeschoss des Palas

Links:
Rastenberg, südliches Kapellenportal, Außenseite

gleich besonders reich ausgestattet: Das Rundbogengewände des sich zur Torhalle öffnenden Südportals weist eine gekahlte Kante auf, wobei der Rundbogen zusätzlich von drei bis vier feinen Wülsten betont wird, ein Motiv, das sich zum Beispiel auf den Kämpfern des Triumphbogens der Kapelle von Lichtenfels oder an der Burgkapelle von Pernegg wiederfindet. Nur von der Außenseite der Burg zu erkennen ist ein heute zu einem Rundfenster abgemauertes, romantisches Nordportal, dessen rundbogiges Gewände einen umlaufenden, an der Basis in Zehen endenden Rundwulst besitzt. Besonders hervorzuheben ist aber der repräsentative Kapellenerker mit seiner abwechslungsreichen Profilierung mit unterschiedlich ausgebildeten Wülsten, Kehlungen und einer Fasung. Zeitgleiche Beispiele sind der von alten Abbildungen bekannte

Kapellenerker des 1905 abgebrochenen Hemmahauses in Friesach sowie die nur mehr bruchstückhaft erhaltenen Erker der Burgen Gutenstein und Wildegg in Niederösterreich.

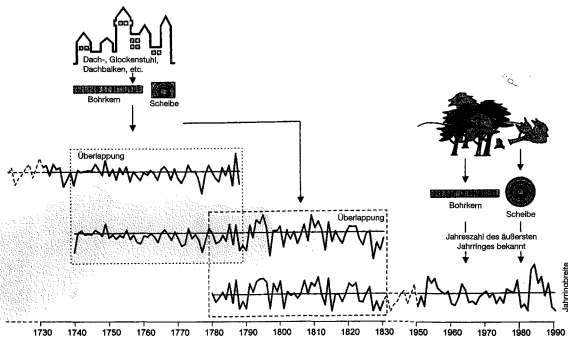
Doch auch der viergeschossige Palas, der den zweiten Hof und somit die Burg nach Westen abschließt, ist durch hoch qualitative Ausstattung gekennzeichnet: Im ersten Obergeschoss ist nordseitig der ehemalige Repräsentationsraum der romanischen Burg erhalten geblieben, der als einziger keine Lichtscharten, sondern Biphorenfenster aufweist. Die heute ins Rauminnere eingestellten Säulen mit attischen Basen und Eckzehen sowie Würfelkapitellen mit flach reliefierter Ornamentierung sind im Zuge der Raumadaptierungen im 19. Jahrhundert verändert worden, wobei die Fensteransichten abgetieft und die Säulen mit Sockeln unterfangen wurden. Teileerneuert sind auch die Bögen an der Außenfassade sowie die Schäfte und vermutlich auch die Kapitelle.⁶⁾ Von besonderem Interesse ist auch die zweiräumige Kelleranlage des Palastraktes: Sowohl das Hofportal als auch die Raumöffnung sind als romanisches Rundbogenportal erhalten geblieben, wobei die sorgfältige Bearbeitung der Bogensteine ins Auge fällt. Das südliche Gewände des Hofportals besitzt darüber hinaus drei Steinmetzzeichen – zwei Pfeile und ein einfaches Kreuz –, die zu den frühesten erhaltenen ihrer Art in Niederösterreich gehören und auf eine höherwertige Baustellenorganisation schließen lassen. Der Befund, dass der Palas unmittelbar oberhalb der Biphorenfenster eine horizontale und den Palas überhöhende romanische Südbering eine vertikale Baufuge aufweisen, könnten als Indiz für

Links unten:
Rastenberg, Kapellenerker von Osten

⁶⁾ An dieser Stelle sei der Familie Thurn-Valassina für ihr freundliches Entgegenkommen und ihre Unterstützung herzlich gedankt.
⁷⁾ Vgl. dazu Karin und Thomas Kühnreiter, Methodische Grundlagen zur archäologischen und bauhistorischen Erfassung von Burgen im Pitter Gebiet, in: Karin und Thomas Kühnreiter, Christina Mochty, Maximilian Weltin, Adelsitze und Wehrbauten Niederösterreichs, Sonderreihe der Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 1, 1998, S. 1–17; Gerhard Seebach, Zeitspezifische Strukturen des mittelalterlichen Mauerwerks, in: Burgen und Ruinen = Denkmalpflege in Niederösterreich 12, 1993, S. 19–23

⁸⁾ Die Basen dürften aufgrund ihrer Verwitterungsspuren original sein, es kann aber eine Dislozierung von einem anderen Ort nicht ausgeschlossen werden.





die Existenz eines hölzernen Obergeschosses im Sinne eines Obergardens gewertet werden. Der gute Erhaltungszustand der Erstanlage wird durch erhaltene Zinnen in der spätmittelalterlich aufgemauerten Südwand sowie durch zwei originale (und adaptiert noch funktionstüchtige) Abritterker abgerundet. Dass es sich hierbei tatsächlich um eine Bauphase handelt, ist einerseits an der baufugen Außenfassade sowie an der einheitlichen Mauerstruktur ablesbar: Diese zeichnet sich durch lagerhaftes hammerrechtes Bruchsteinmauerwerk aus, deren Ecken durch sorgfältig behauene Granquadere betont werden.

All diese Kriterien – Aufgabe des Quadermauerwerks mit gleichzeitiger Eckbetonung und lagerhaftem Steinversatz, durch Wülste bzw. Kehlungen betonte Rundbogenportale, Steinmetzzeichen – können als Indizien für eine Bauzeit in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts herangezogen werden, wobei es für alle drei Datierungskategorien auch erste Belege für das ausgehende 12. Jahrhundert gibt. Besonders überraschend ist aber die ausgereifte Lösung des Gesamtkonzeptes einer Burg, die mit Palas und Bergfried zwei Pole besitzt. Zwar finden sich dafür auch schon Beispiele im 12. Jahrhundert – man denke beispielsweise nur an Burg Tirol oder Burg Rehberg im Kremstal –, aber funkeckige Türme, die torflankierend situiert sind, lassen sich in dieser Region erst um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nachweisen, wie z. B. auf Schauenstein, Mollenburg oder Rutenstein. Allerdings besitzt bereits die Stadtmauer von Hainburg funkeckige Türme, die bereits um oder knapp nach 1200 errichtet wurden. Dies unterstreicht die Bedeutung dieses Baus, der noch um eine Facette reicher wird: Während Klar den östlich anschließenden Trakt noch der Renaissance

zuzuwies, wurde im Dehio erstmals auf das romanische Torgewände der Ostfassade hingewiesen. Tatsächlich zeigt der gesamte unverputzte Sockelbereich einheitlich lagerhaftes hammerrechtes Bruchsteinmauerwerk, so dass von einer zweiten Bauphase mit Errichtung einer Vorburg und einem äußeren Torbau noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ausgegangen werden kann. Auch mit diesem Baugeschehen erwiesen sich die Rastemberger auf der Höhe der Zeit, so finden sich derartige zeitgleiche Vorburgen u. a. auf der babenbergischen Burg Gutenstein oder auf Arnstern im Wienerwald. Darauf, dass dieser Ausbau vermutlich zur Erstplanung gehörte, könnte das Fehlen eines Grabens auf der Höhe des ersten Hofes hinweisen.

Im Zuge der ersten Besichtigung der Anlage war es die vielleicht größte Überraschung und Freude, dass im Kellergeschoss des Palas die originale hölzerne Balkendecke aus der Erbauungszeit der Burg die Jahrhunderte überdauert hat. Da zusätzlich noch zahlreiche Rüsthölzer im Mauerwerk verblieben waren, drängte sich der Gedanke einer dendrochronologischen Untersuchung der Bauhölzer auf, um den bau- und kunsthistorischen Befund zur Datierung der romanischen Burganlage zu präzisieren. Die in ihrer Exaktheit faszinierende Methode der Dendrochronologie kann im Idealfall das Schlagdatum eines Bauholzes auf etwa ein halbes Jahr genau ermitteln, d. h., es wird versucht festzustellen, wann der betreffende Baum im Wald geschlägert wurde. Nachdem im Mittelalter Bauholz durchwegs ohne längere Lagerung saftfrisch verbaut wurde, erhält man so eine genaue Datierung der das Holz beinhaltenden Bauphase.

RASTENBERG



Rastenberg,
Südansicht der Burg,
Stich von G. M.
Vischer 1672

Es wurde also mit großem Enthusiasmus ein dendrochronologischer Beprobungstag der Burg Rastenberg geplant, insgesamt wurden dann 34 Proben größtenteils mit Hohlbohrer genommen. Viel versprechendster Anziehungspunkt war natürlich die Balkendecke des Palas aus Tannenholz, wobei sich die noch Waldkante aufweisenden Längsbalken aufgrund der geringen Klimasensibilität der Jahresringe leider als nicht datierbar herausstellten. Umso erfreulicher waren die im nördlichen Kellerraum noch erhaltenen aufgelagerten Deckenbretter, die sich im Zuge der Auswertung als hervorragende Proben präsentierten. Hervorzuheben ist hier vor allem Probe BRB 14^{*)}, deren erhaltene 205 Jahresringe von 975 bis 1179 reichen. Für die Datierung des Palas interessanter ist Probe BRB 11^{*)}, die mit dem Jahr 1193 endet und damit einen gesicherten „terminus post quem“ für die Errichtung des Wohnbaues bietet. Da den Brettern aus Tannenholz aber die äußeren Jahre fehlen, konnte eine jahrgenaue Datierung der romanischen Burg bisher nicht erfolgen. Hoffnung für die nächste Zukunft geben zwei Buchen-Rüsthölzer aus dem fünfeckigen Bergfried, die grundsätzlich gute Proben wären und noch Waldkante aufweisen. Hier muss das erfolgreiche Erarbeiten einer bis in das 12. Jahrhundert zurückreichenden, regionalen Standardkurve für Buche abgewartet werden.

Dendrochronologisch beprobte und ausgewertete wurden noch der Dachstuhl des Bergfrieds, die drei entnommenen Bohrkernschließen mit den Jahren 1489, 1510 und 1512 – alle ohne Waldkante – ab. Sehr ähnliche Jahresringkurven zeigen sekundär wiederverwendete Hölzer (letzte erhaltenen

Jahresringe 1513 und 1514) aus dem Dachstuhl des nördlich an den Bergfried anschließenden Wohntraktes, ein noch „in situ“ verbliebener Balken der Dachkonstruktion (Waldkante!) konnte mit 1531 datiert werden. Es dürfte damals die gesamte Hochburg neu überdacht worden sein, in diesem Zusammenhang ist auf die das Erscheinungsbild des Burghofes heute noch bestimmenden spätgotischen Umbauten zu verweisen, die kunsthistorisch in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts zu stellen sind. Dies wiederum stimmt gut mit der mit historischen Argumenten erfolgten Identifikation des Bauherren mit der Person Wilhelm von Neideggs überein, der nach Klaar zwischen 1530 und 1547 für die Modernisierung der Anlage verantwortlich gewesen sein soll.

Auch die oben erwähnte Inschriftentafel im Burghof mit den Jahreszahlen „1188“ und „1845“ ließ sich teilweise verifizieren, als die Beprobung des heutigen Dachstuhls Enddaten zwischen 1838 und 1845 erbrachte, womit wohl die historische Umgestaltung zeitlich erfasst worden sein dürfte.

Wenn auch das romantisch verbrämte Gründungsdatum von 1188 etwas nach oben revidiert werden muss, so bleibt dennoch festzuhalten, dass mit Burg Rastenberg ein romantisches Baujuwel von internationalem Rang nahezu unversehrt erhalten geblieben ist. Dies wurde von Klaar bereits vor knapp 40 Jahren richtig erkannt. Zu hoffen bleibt, dass dieser Bau in Zukunft seinen festen Platz in der architekturhistorischen Literatur finden wird. Den Besitzern wünschen wir, dass sie auch weiterhin neben all der Mühe auch viele schöne Augenblicke in ihrem „Zuhause“ verbringen mögen.

^{*)} Holzart: Tanne;
Jahre: 205; Standardkurve: ost0a; Glk 67,
TVBP 6,0;
TVH 7,3;
Datierung 1179
^{*)} Holzart: Tanne;
Jahre: 153; Standardkurve: ost0a; Glk 68,
TVBP 5,9; TVH 6,5;
Datierung 1193

Drohender Einsturz der Ruine Neu-Montfort

Franz Josef Huber

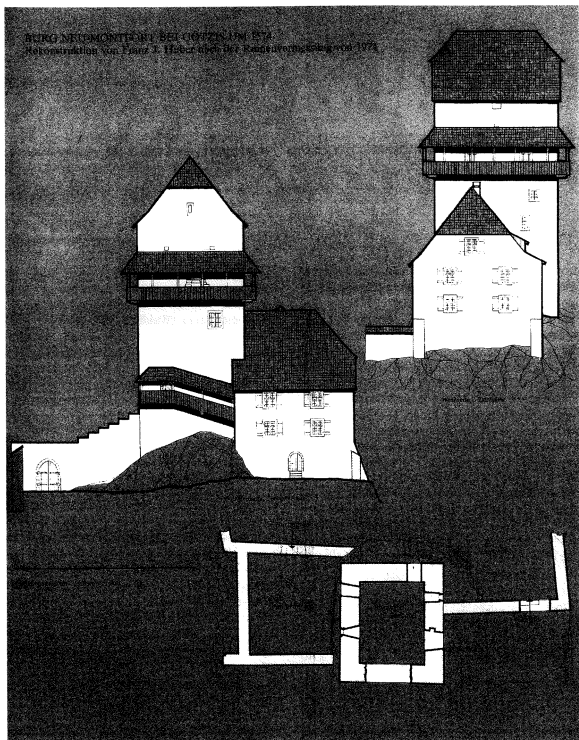
Burg Neu-Montfort
bei Götzis um 1574,
Rekonstruktion nach
der Ruinenvermes-
sung von 1974

¹⁾ Zösmair Josef, Über
Burg Alt- und Neu-
Montfort in Vorarlberg,
in: Schriften des Verei-
nes für Geschichte des
Bodensees und seiner
Umgebung, 1880,
S. 135; Huber Franz
Josef, Die Burgen,
Schlösser und Edelsitze
von Götzis, in: Götzner
Heimatbuch, 1988,
Selbstverlag der Markt-
gemeinde Götzis,
S. 167/168

²⁾ Bergmann Josef, Ur-
kunden der vier vorarl-
bergischen Herrschaften
und der Grafen von
Montfort, in: Heft III des
von der Kais. Akademie
der Wiss. hrsg. Archivs
für Kunde österr. Ge-
schichtsquellen, Bd. I,
1848, S. 56

³⁾ Thommen Rudolf, Ur-
kunden zur Schweizer
Geschichte aus österr.
Archiven, Bd. I, Basel,
1899, S. 154, Nr. 30260

⁴⁾ Bilgeri Benedikt, Der
Bund ob dem See, Kohl-
hammer, Stuttgart 1968,
S. 47; Zösmair Franz, s.
Ann. 1, S. 141



Die Vorarlberger Ruine Neu-Montfort, das Wahrzeichen von Götzis, ist ein beliebtes Ausflugsziel für Jung und Alt aus nah und fern und war schon öfters Sorgenkind der Gemeinde. Ohne die im ver-

gangenen Jahrhundert durchgeführten Erhaltungsmaßnahmen hätten Wind und Wetter schon längst einen Steinhaufen aus der Montforter Burg gemacht.

Die Erbauungszeit von Neu-Montfort dürfte zwischen 1311 und 1319 liegen.¹⁾ Es war eine Zeit dauernder Auseinandersetzungen der Grafen von Montfort mit ihren Nachbarn und Verwandten, den Reichsrittern Tumb von Neuburg. Im Inventarteil der Verkaufsurkunde der Reichsherrschaft Neuburg von 1363 steht der vielsagende Satz: „... mit dem burstal, da die nuve von Montfort uff lit ...“²⁾ Was war das für ein Burgstall, der ursprünglich zur Herrschaft Neuburg gehörte? Wer hatte die Vorgängerbauwerke verfallen lassen oder zerstört und damit den Standort von Neu-Montfort zu einem Burgstall gemacht? Eine immer noch offene Frage, die uns bis heute keine Urkunde mit Sicherheit beantwortet.

Die „Neue Burg“ wird urkundlich erstmals im Teilungsvertrag der Herrschaft Feldkirch, ausgestellt zu Konstanz am 2. März 1319, genannt.³⁾ Trotz ihrer verkehrsbedingten großen Bedeutung wohnte nie ein Graf von Montfort selbst in ihrem Gemäuer. Sie wurde immer durch Vögte verwaltet, zuerst durch montfortische, dann durch habsburgische. Im Appenzeller Krieg durch die Aufständischen 1406 erobert und besetzt, bildete sie bis 1408 eine wichtige Bastion des Bundes ob dem See im Rheintal.⁴⁾ Von einer Zerstörung war nie die Rede.

Zwischen 1563 und 1574 ließen der Vogt der Herrschaft Feldkirch, Eitel Hans Gienger, und seine Frau, die wohnte auf Neu-Montfort, die letzten großen Instandhaltungs- und Umbauarbeiten durchführen. Diese betrafen vor allem den Palas und die oberen Turmgewölbe.⁵⁾

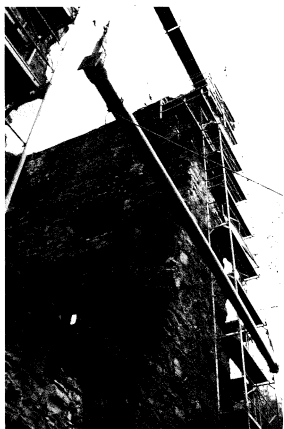
Am 12. September 1693 starb der letzte auf Neu-Montfort wohnende Burgverwalter Ulrich Koch⁶⁾, ein Sohn des sagenumwobenen Säckelmeisters Nikodemus Koch.⁷⁾ Nach oder schon unter ihm schied die Burg aufgegeben und dem Verfall überlassen worden zu sein. Das Gräflich-Wolkenstein'sche Pfandschaftsinventar von 1836 berichtet über die Burg schlicht und einfach: „... welches Gebäude bereits ganz ruiniert ist.“⁸⁾ Am 9. Mai 1853 forderte die Bezirkshauptmannschaft Feldkirch bei der Gemeinde Götzis einen Sachverständigenbericht über die angebliche Baufälligkeit der Ruine Neu-Montfort an. Bald danach stürzten größere Teile des Bergfriedes ein.

Von Ersten Sicherungsmaßnahmen erfahren wir 1913. Für diese Arbeiten erhielt die Gemeinde Götzis von der Landesstatthalterei für Tirol und Vorarlberg eine Subvention von 350 Kronen.⁹⁾

Nach dem ersten Weltkrieg beauftragte Dr. Alfons Heinze mit Unterstützung des Malers Josef Berchtold den Baumeister Wilhelm mit großen Reparaturarbeiten an dem vom Einsturz bedrohten Turmmauerwerk. Bürgermeister Hermann Rösch ließ 1935 einen neuen Weg von St. Arbogast her anlegen, auf der Bergfriedkronen lockere Steine be-

festigen, die strauchbewachsene Palasruine eeben und darauf einen Aussichts- und Rastplatz mit Bänken anlegen.¹⁰⁾

1962/63 versuchte die Baufirma Gabriel Dünser auftragsgemäß dem fortschreitenden Verfall durch die neue Methode des Tortkretierens Einhalt zu gebieten. Der Schutzüberzug über das ganze Turmmauerwerk verschlang 914 Sack Zement.¹¹⁾



Bergfried, Südwestseite, Aufziehen des Stützrohres

1968 machte die durch Witterung, Gras- und Strauchbewuchs beschädigte Ringmauer auf der Ostseite des Burghofes eine Reinigung und 1970 eine Neubefestigung der Mauerkrone unumgänglich. Den Auftrag erhielt wieder die Firma Dünser. Am nordwestseitigen Ringmauerrest und abermals am Bergfried führte von 1973 bis 1975 die Baufirma Ernst Summer Großreparaturen durch.

Die letzte Turmreinigung, verbunden mit kleinen Ausbesserungen, erfolgte 1991. Seither beobachtete der Burgenausschuss des Vorarlberger Landesmuseumsvereins die fortschreitenden Zustandsveränderungen am Bergfriedmauerwerk mit großer Aufmerksamkeit. Das Ergebnis gab zu ernster Sorge Anlass. 1992 stürzte ein Fenster im vierten Geschoss der Südostwand ein. Noch während der Reparaturarbeiten durch die Firma Ernst Summer ereignete sich ein Erdbeben mit Zentrum bei Buchs. Danach zeigten sich in der Ostecke kienspannartig senkrechte Mauerrisse im zweiten und dritten Geschoss. Sie verliefen nicht nur entlang der Mörtelfugen, sondern auch durch große Ecksteine hindurch.

¹⁾ Kraft Josef, *Bauliche Umgestaltung der Burg Altmontfort um 1570*, in: *Forschung und Mitteilungsreihe zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs*, 1915, S. 243-261.

²⁾ Taufbuch Götzis von 1647 bis 1691 und Sterbebuch Götzis von 1691 bis 1903, Pfararchiv Götzis; Huber Franz Josef, s. Anm. 1, S. 171.

³⁾ Gräflich-Hohenemsisches Pfandschaftsinventar von 1613. Die pfandschaftlichen Beziehungen Montfort, Neuburg, Feldkirch und Tosters betreffend, Kapitel „Sanct Algest“, Vorarlberger Landesarchiv Bregenz, Rapp, Ludwig, *Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg*, Bd. I, Brixen, 1894, S. 425.

⁴⁾ *Urbarium der Gräflich-Wolkenstein'schen Herrschaft Neuburg am Rhein*, 1836, Neuburg und Jagdberg, Neu- und Altmontfort, Tosters und Fußach in Vorarlberg, Pos. 66, Vlb. G., J.-Nr. 72, Vorarlberger Landesarchiv, J. Nr. 72.

⁵⁾ Kristits Thomas, „Auch fernher den Bestand der malerischen Ruine sichern“. Die erste Renovierung von Neu-Montfort, *Gemeindeblatt, Götzis*, 19. Oktober 1996, S. 22-25.

der Söllerbalken neue Auflager aus fest eingestopftem Eisenbeton und auf der Südwestseite erschien eine unschöne Querabstützung durch ein 20 Zentimeter starkes Eisenrohr leider als die einzige vertretbare Lösung.

Der Einzug eines außen nicht sichtbaren Glasfibrstabskorsetts bei einer Burganlage dürfte im ganzen süddeutschen Raum bisher einmalig sein. Hierzu mussten durch die Turmwände vom Gerüst aus insgesamt acht Löcher von 11,8 bis 13,4 Meter Länge und vier Löcher quer durch zwei Wände mit 2,2 bis 2,4 Meter Stärke gebohrt werden. Da ein Schlagbohren wegen der Einsturzgefahr unmöglich war, kam nur ein Durchfräsen mit einem 5,5 Zentimeter starken, diamantbesetzten Rohrbohrer in Frage. Auch die übliche Bohrlochspülung mit Wasser schied wegen der zu erwartenden Frostschäden am durchfeuchteten Mauerwerk im herannahenden Winter aus. blieb nur der Ausweg über eine staubintensive Druckluftspülung.

Mit der Einbringung des Glasfibrstabskorsetts beauftragte die Firma Wilhelm & Mayer die Baufirma Universale, Abteilung Grund und Sonderbau, als Subunternehmerin. Das Bohren verlief klaglos. Der durch einen mit 100 bar Öldruck gespeisten Hydraulikmotor angetriebene Bohrer durchtrennte ohne Probleme Weich- und Hartgestein, ja sogar Betoneisen der Länge nach. Beim letzten Ausfahren des Bohrers aus dem Mauerwerk verhinderte ein nachgeschobenes Stützrohr das Einfallen des faulen Mauerwerkes im Lochbereich. Durch dieses Stützrohr, einen Polyethylenschlauch, schob man ein Bündel aus drei 7,5 Millimeter starken Glasfibrstäben (Aramit-Stäben), bestehend aus je ca. 60.000 Glasfasern. Auf die Bündelenden aufgegossene drei Zentimeter starke Stahl-Gewindehülsen ermöglichten das Spannen und Fixieren der Bündel mittels Gewindemuttern. Als Abspannwidderlager dienten 20 mal 20 Zentimeter große, an den Lochenden in das Mauerwerk eingetiefe Stahlplatten.

Das Vorspannen aller Glasfibrstabbündel erfolgte mit einer fein regulierbaren Ölhydraulik, zuerst mit 25 Kilo-Newton Zugspannung, dann in einem zweiten Durchgang mit 50 Kilo-Newton, entsprechend einem Zuggewicht von etwa fünf Tonnen. Unter dieser Zugkraft dehnten sich die Stäbe etwa um acht Zentimeter. Mit den Stahlmuttern fixierte man diesen Spannungszustand.

Hohlräume in unüberdachten Burgmauerwerken sind eine stete Störquelle. Dort sammelt sich, wie in Mauerrissen, Sicker- oder Kondenswasser an und führt bei Kältegraden zu Hohlraumeisbildungen und in weiterer Folge zur Zerstörung des Mauerwerkes. Daher mussten die neben den Glasfibrstabbündeln verbleibenden Freiräume eine Füllung erhalten. Hierzu diente eine mit einem Gleitmittel durchsetzte Trass-Zement-Mischung, die

ohne Schwund aushärtete. Wie rissig und mit welchen Hohlräumen versehen das Mauerwerk bereits war, ergab sich aus der Tatsache, dass der Füllmittelbedarf etwa um das Dreifache höher lag, als vor-ausgerechnet.

Größte Vorsicht war beim Austausch der faulen Söllertragbalken durch eisenbewehrte Betonfüllungen geboten. Elf der insgesamt 20 Eckbalken wurden bereits ersetzt. Da sie im sichtbaren Außenbe-



Bergfried, Fenstereinsturz im fünften Geschoss der Nordwestwand

reich genau wie die ehemaligen Söllerbalken proportioniert, holzabbruchförmig strukturiert und der im sichtbaren Bereich verwendete Beton mit Erdfarbe auf Holz eingefärbt wurde, dürfte von unten kaum erkennbar sein, ob es sich um die alten Holzbalken oder die neuen Eisenbetonträger handelt.

Alle 1999 durchgeführten Arbeiten dienten ausschließlich der Einsturzrisikoreduzierung. Dank guter Zusammenarbeit der Gemeinde Götzis, als Besitzerin und Auftraggeberin, mit der Baufirma Wilhelm & Mayer und ihrer Subunternehmerin Universale, dem Büro bhm Ingenieure Engineering & Consulting GmbH, dem Labor der Firma Röfix, der Breuss Gerüstbau GmbH, dem Bundesdenkmalamt und dem Burgenausschuss des Vorarlberger Landesmuseumsvereins sind die größten Gefahren gebannt. Der Bergfriedbereich wird aber dennoch über mehrere Jahre gesperrt bleiben müssen, weil immer wieder messerscharfe Torkret-Putzstücke und lockere Steine vom Mauerwerk herunterfallen.

Dr. Bernhard Freiherr von Hohenbühel

Ehrenpräsident des SBI, Mentor der ARX und Wahrer des historischen Erbes

Am 20. September 1999 ist Dr. Bernhard Freiherr von Hohenbühel nach längerem Leiden verstorben, fast 77-jährig.

Am 18. Dezember 1922 auf dem väterlichen Anzitz Gleifheim in Eppan geboren, war er nach dem Rechtsstudium in Modena und Anwaltspraxis über drei Jahrzehnte Leiter der Rechtsabteilung der Südtiroler Landessparkasse. Umfangreich wurde in Nachrufen seine verzweigte ehrenamtliche Tätigkeit hervorgehoben, wie auch sein Engagement im sozialen und kulturellen Bereich. So versah er über vier Jahrzehnte mit Hingabe das Amt eines gemeindlichen Friedensrichters in Eppan, war in den 70er Jahren Präsident des Roten Kreuzes der Provinz Bozen, Obmann der Girlaner Obstgenossenschaft und erhielt auch den Ehrenring seiner Heimatgemeinde. Seine unabhängige politische Haltung führte zur Berufung als deutschsprachiger Vertreter des Staates in die Zwölferkommission zur Durchführung der neuen Landesautonomie für Südtirol. All diese und andere Verdienste müssen gewissermaßen überfliegen werden, um an dieser Stelle etwas genauer auf seinen Einsatz zur Erhaltung der Burgenlandschaft in Südtirol einzugehen, vielleicht sein Lebenswerk. Er selbst schrieb 15 Jahre nach der 1963 auf Schloss Ringberg erfolgten Gründung des Burgenvereins die Beweggründe nieder: „Das südliche Tirol ist eine der reizvollsten Burgenlandschaften Europas. Die wehrhaften Bauten des Landes an der Etsch und im Gebirge – Burgen, Burgruinen, Schlösser, Wohntürme, adelige Ansitze und in Klöstern verwandelte feste Bauten – prägen so manches Landschafts- und Ortsbild. Nahezu ein volles Hundert Burgen und Schlösser sind wohl erhalten, viele noch von adeligen Geschlechtern bewohnt, einzelne sogar noch von den ursprünglichen und bis heute noch sesshaft gebliebenen Geschlechtern, andere von bürgerlichen und bäuerlichen Familien. Eine Anzahl von Burgen und Ansätzen beherbergen heute Hotels oder Gaststätten, manche dienen als Mu-

seen oder kulturelle Institutionen, als Schulen oder Heime. Erhaltung und Verwendung der Burgen und Ansätze stellen hohe Anforderungen und Aufgaben, die oft bei den gewandelten Lebensverhältnissen die Kraft einer Familie übersteigen.“



Dr. Bernhard Freiherr von Hohenbühel

„Die alle Besitzer und Hüter von Burgen, Schlössern und Ansätzen bedrängenden Sorgen ließen auch in Südtirol den Gedanken an eine Vereinigung, einen Zusammenschluss zur Bewältigung der sich mehrenden Probleme reifen.“ (Schlern 1979, Nr. 2) Mit diesem Leitgedanken war Bernhard von Hohenbühel die treibende Kraft nicht nur bei der Gründung, sondern auch beim weiteren Ausbau des Vereins, dessen erster Präsident er wurde und mit dem er sich geradezu identifizierte – beharrlich, oft gegen Widerstände führte er den Verein drei Jahrzehnte lang, stets von seiner Sache überzeugt. Bezeichnend war, wie er mir im Herbst 1984 sofort und spontan die Unterschrift des SBI zur Rettung der Bozner Talferbrücke angetragen hat. Ob Meraner Hotels, Gufidaun oder Runkelstein – stets war er bereit, die Initiativen zur Rettung historischen Erbes im Sinne des Ensembleschutzes mitzutragen.

Als 1977 der 600. Geburtstag des Südtiroler Minnesängers Oswald v. Wolkenstein gefeiert wurde, gelang es durch eine ad hoc gegründete GmbH mit bayerischer und österreichischer Hilfe die Trostburg von den Wolkenstein'schen Erben zu er-

werben. Der Burgenverein mietete sich an und begann mit der Restaurierung. Damit war ein Meilenstein gelegt. Der Burgenverein wurde nunmehr in eine Körperschaft mit dem neuen Namen „Südtiroler Burgeninstitut“ umgewandelt. Anlass war die Schenkung des 1976 verstorbenen Abtes Dr. Hieronymus Gassner, des Eigentümers von Schloss Taufers im Pustertal; mit ihr wurde diese mächtige wehrhafte Burg dem SBI übereignet. Hohenbühel überredete schließlich die Gesellschafter der Trostburg GmbH, ihre Anteile dem SBI unentgeltlich abzutreten (1981). Die Erhaltung dieser beiden geschichtsträchtigen Burgenlagen war nun die Herausforderung, doch er setzte noch andere Schwerpunkte. Er veranlasste die Gründung eines Wissenschaftlichen Beirats im SBI und förderte die Entstehung der Jugendgruppe. Die von ihm früh geknüpften Kontakte mit den deutschsprachigen Burgenvereinen – es entstand die ADV (Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Burgenvereine) – haben u. a. zur gemeinsamen Herausgabe einer Zeitschrift, der ARX, geführt. Der Vertrag wurde im November 1978 auf der Trostburg unterschrieben. Der Verstorbene zeichnete verantwortlich für die Zeitschrift noch bis 1995. Auf die ARX war er immer besonders stolz und auch froh, dass sie sich erfolgreich weiterentwickelt hat. Eine weitere wichtige Initiative war die Herausgabe der Südtiroler Burgenkarte nach Schweizer Vorbild. Als sie nach jahrelanger Vorarbeit in Schloss Maretsch vorgestellt wurde, hatte ihn bereits ein Schlaganfall heimgesucht. Er gab schließlich 1993 aus Gesundheitsgründen sein Amt als Präsident des SBI ab und wurde zum Ehrenpräsidenten gewählt. Seine letzten Lebensmonate, die er nach einem bösen Treppensturz größtenteils in Krankenhäusern und Kurhäusern verbracht, empfand er als besonders drückend und doch freute es ihn, jedesmal, dass wieder ein neues ARX-Heft herausgekommen war. Wusste er doch, dass sein Wirken ganz eng mit der Entstehung und dem Gedeihen unserer Zeitschrift verbunden war.

L. W. R.

Bericht und Vorschlag der SBIJ zur Nachahmung

Die Südtiroler Burgeninstitut-Jugend (SBIJ) lud ihre Mitglieder am 18. März 2000 zu einer besonderen Veranstaltung auf die Trostburg im Eisacktal. SBIJ-Präsident Alexander Baron Hohenbühel brachte das Thema der Sprünge und Risse im Gemäuer von historischen Bauten zur Diskussion. Vielfach sind sie Anlass zu Sorgen und Ängsten der Bewohner alter Häuser, also Grund genug, sich im Rahmen des Südtiroler Burgeninstituts eingehend mit ihnen zu beschäftigen. Die SBIJ konnte den SBI-Vizepräsidenten Wolfgang von Klebelsberg gewinnen, ein Referat zur Problematik zu halten.

Wolfgang von Klebelsberg nannte mögliche Ursachen von Rissbildungen im Mauerwerk wie Setzungen, Erdstöße oder spätere Eingriffe in ein Bauwerk, beispielsweise durch Zubauten. Anhand von eindrucksvollen verformungsgerechten Bauaufnahmen skizzierte er die vektorielle Verteilung der Lasten der Obergeschosse auf die tragenden Mauern oder Gewölbe der Untergeschosse. Daraus ersahen die Zuhörer, welche Kräfte zu möglichen Bewegungen des Mauerwerks führen können. Auch aus der kartographischen Erfassung von Rissbildern können gewisse Mauerverschiebungen abgelesen werden. Der Referent brachte Lichtbilder der Bauaufnahmen der berühmten Wieskirche in Bayern, woraus gewisse gleichmäßige Bewegungen in eine Richtung klar ersichtlich wurden.

Deutlich unterstrich Wolfgang von Klebelsberg, dass nicht jede Verformung eines Gebäudes, folglich auch nicht jeder Sprung, Vorzeichen eines Einsturzes ist. Wenn die Ursachen bekannt sind, lässt sich die Gefahr einschätzen. In einigen Fällen wird man sogar bei einer Sanierung Rücksicht auf Verformungen nehmen, da gerade sie häufig für den Charme eines Hauses verantwortlich sind. Kennt man die Ursachen der Sprungbildung nicht oder nicht gut genug, ist es ratsam, Sprungentwicklungen zu beobachten und zu dokumentieren, damit ein später eventuell hinzugezogener Statiker eine bessere Diagnose erstellen kann, um zu

erkennen, welche der Risse tatsächlich noch in Bewegung sind. Mit einfachen und sehr billigen Mitteln kann man dazu an einem Nachmittag schon viel Wertvolles leisten.

Auf Anregung von Architekt Walter Angonese setzte sich Freiherr Alexander von Hohenbühel dafür ein, dass die wichtigsten Sprünge der Trostburg anlässlich eines bevorstehenden Restaurierungsprojektes von der SBIJ dokumentiert werden. Eine Gruppe von SBIJ-Mitgliedern war der Einladung gefolgt und setzte unter Leitung Wolfgang von Klebelsbergs vierzehn Gipssonden an ausgesuchte Stellen der Burg.



Eine vier Millimeter dicke Holzplatte mit einem Loch in Form eines Achters diente als Schablone. Auf Butterpapier aufgelegt, wurde die Schablone mit dickflüssigem und schnell trocknendem Gips ausgefüllt. Nach mehrmaliger Wiederholung erhielten wir so aus etwa einem Kilogramm Gipspulver 14 achterförmige Gipspflättchen, die wir rund zwei Stunden trocknen ließen. Unsere „Gipssonden“ befestigten wir mit einem übrig gebliebenen Gips an den von uns (mit eifriger Diskussion unter den Teilnehmern an der Veranstaltung) ausgewählten Punkten. Wir achteten darauf, dass sich die Schmalstelle der achterförmigen Gipssonde über dem Sprung befindet und dass diese Schmalstelle nicht durch den großzügig aufgetragenen Gips verdickt, da die Schmalstelle auch die künftige Sprungstelle sein sollte. Um der Dokumentation gerecht zu werden, beschrifteten wir die Sonden mit dem Datum und einer Nummer und zogen im rechten



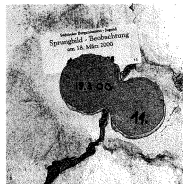
Winkel zum Sprung eine dünne Linie. Befestigungsort, Datum und Nummer der Sonde und sonstige Bemerkungen wurden in ein Heft eingetragen und eine Fotografie beigelegt. Alle Monate werden nun eventuelle Veränderungen registriert. Die dünne Linie auf der Sonde erlaubt uns, Bewegungsrichtungen besser feststellen zu können.

Die Teilnehmer bei ihrer Arbeit zur Herstellung von Gipssonden

Links: Wolfgang von Klebelsberg während seiner Ausführungen



Riss in einem Bogen



Beispiel für die Anbringung einer Gipssonde an einem Mauersprung

Auch wenn wir es der Trostburg nicht wünschen, warten wir gespannt auf unsere ersten zerbrochenen Gipssonden!

Alexander von Hohenbühel

Ansitze und Herrenhäuser in den Tälern des Noce

Mitte:
St. Giorgio in Llover,
heute „Casa Turrini“,
Martyrium der
hl. Katharina

Auf die Spuren von fast Vergessenem machten sich 45 Südtiroler und Freunde des Südtiroler Burgeninstitutes (SBI) in den wenig besuchten Tälern des Noce; aber nicht den ins Auge fallenden Schlössern oder Ruinen galt die Aufmerksamkeit, sondern den zahlreichen Bauten, die sich durch ihre eleganten, meist in der späten Renaissance entstandenen Formen deutlich von der behäbigen bäuerlichen Architektur abheben.



Links:
Chiesa di San Vigilio,
Führung: v. l. n. r. Baro-
nin Hohenbühel, Führer,
Prof. von Lutterotti

Rechts:
Casèz, Castello di
Sanzeno

SBI-Präsident Baron Dr. Philipp Hohenbühel hatte Prof. Dr. Anton von Lutterotti, den Autor der „Spaziergänge im Nonstal“ und des „Trentino“ für Planung und Führung gewinnen können.

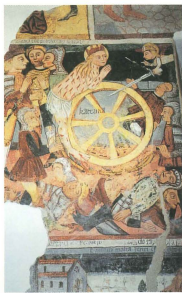
Mit der Besichtigung der „Residenza Spaur“ am Eingang des Dorfes



Tassullo, Chiesa di San
Vigilio, Detail des Altars

Sporminore, eines herrschaftlichen Ansitzes mit Innenhof und Kapelle und wunderschönen, mit Schmiedeeisen verzierten Fensterbänken, beginnt die Studienexkursion. Einen kuriosen Besuch erlebte die Gruppe in der heutigen „Casa Lino Turrini“,

der ehemaligen St.-Georgs-Kirche in Llover. In der Apsis der im 14. Jahr-



hundert erstmals erwähnten Kirche kocht die Familie Turrini heute unter Wandmalereien aus dem 13. und 16. Jahrhundert. Eindrucksvoll die „kulinarische“ Freske, ein Letztes

hebt sich, gestützt auf vier romanische Steinsäulen, über eine kleine Krypta. Der Weg führte weiter über Cles und Livo nach Malè. Oberhalb des Dorfplatzes von Livo fällt der im 17. Jahrhundert erbaute Herrensitz de Stanchina auf. Empfehlenswert ist auch die Besichtigung des alten Ortes Terzolàs. Das mächtige Renaissancegebäude „La Torraccia“, vor etwa einem Jahrzehnt restauriert, ist heute Sitz der Gemeinde.

Vorbei am Schloss Caldes, den Noce entlang, ging die Fahrt nach Cagnò und Revò über San Biagio nach Casèz. Ein Blick in die tiefe Schlucht bei der Einsiedelei San Biagio über den Rio Novella, der den See von Cles speist, ist ein unvergessliches Naturerlebnis. Der herrschaftliche Eindruck der Gebäudeensembles von Casèz zeugt von vergangem Wohlstand. Das „Castello di Casèz“, eine frühere Behausung der klassischen Vertreter der „nobiltà rurale“ beschloss die Burgenfahrt, bevor es über den Mendelpass wieder Richtung Überetsch ging. Kaum ein anderes Gebiet, vom Etschtal abgese-



Abendmahl (auf dem Tisch liegt das Osterlamm auf gotischem Tablett, umgeben von vielen roten Krebsen, dem antiken Symbol der Auferstehung) oder die Szene aus dem Martyrium der heiligen Katharina von Alexandrien. Die Fresken stammen von den bergamaskischen Brüdern Giovanni und Battista Baschenis.

Auf der Straße von Campo nach Tassullo liegt das Sankt-Vigilius-Kirchlein von Tassullo mit erlesenen gotischen Stilelementen und Wandmalereien. Der blutrot verzierte Hochaltar

hen, ist so reich an Burgen, Schlössern und Ansitzen wie der Nonsberg. Ein Volksreim aus dem Jahr 1558 sagt:

„Auf Nonser-Perg wol erpaw / Vierundzwanzig Schlösser z'schwan / Vierdthalbhundert Dörfer fürwar / Und vier und zwanzig Pfarren gar, / Hat Visch und Wildprät, Wein und Korn / Geschick und glet Leut dar- auf erborm.“

Carl Philipp von Hohenbühel



Burgentag und Generalversammlung im Wald- und Mühlviertel

Der besondere Dank an Elisabeth Gräfin Grundemann für die hervorragende Gesamtorganisation all dieser Aktivitäten wird mit begeistertem Applaus bekräftigt.

Auslandskontakte:

Die Präsidenten der Burgenvereine Österreich, Bayern und Südtirol treffen sich alljährlich zur Präsidentenkonferenz. Hauptthema ist die ARX, die von den drei Vereinen herausgegeben wird.

Der internationale Burgenverein tagte im Oktober 1998 in Edinburgh.

die Zukunft in diese Richtung zu gehen.

Die Gärten rücken immer mehr in den Vordergrund des Interesses. Versuchte Regelungen waren jedoch wenig zutreffend und haben deutlichen Widerstand erzeugt.

Denkmalschutz hat in Österreich einen zu geringen Stellenwert. Es wäre die Aufgabe der Medien, eine Bewusstseinsbildung herbeizuführen. Die Möglichkeiten des Österreichischen Burgenvereines, auf Medien einzuwirken, sind beschränkt und ohne ständiges Engagement der Mitglieder kaum ins Auge zu fassen.

Es sollte immer wieder hingewiesen werden:

- auf die Möglichkeit und auf Vorteile der Errichtung einer Privatstiftung bezüglich des Schlossbesitzes;
- auf die Wichtigkeit, auch heute die Archive zu pflegen und fortzuführen, denn „auch unsere Gegenwart wird einmal eine interessante Vergangenheit sein“;
- auch die Feuergefahr im Auge zu behalten und laufenden Kontakt zu der örtlich zuständigen Feuerwehr zu pflegen;
- auf die Einbruchgefahr zu achten und die möglichen Schutzvorrichtungen zu verbessern.

Links:
Die Gastgeber auf
Schloss Neudau, Graf
und Gräfin Franz Karl
Kottulinsky

Der Präsident des Österreichischen Burgenvereines Dr. Bernhard von Liphart eröffnet die Generalversammlung am 3. Oktober 1999, 11.45 Uhr, in Schloss Neudau mit dem Dank an die Gastgeber, Graf und Gräfin Franz Karl Kottulinsky, für die Einladung und die Führung durch das Schloss. Er dankt Alexander Graf Kottulinsky für die außerordentliche Mithilfe zum guten Gelingen der vortägigen Fahrt zu den Schlössern Holleneegg, Thannhausen und Burg Stubenberg. Besonderen Dank richtet er an Vizepräsidentin Elisabeth Gräfin Grundemann und Sabine Reich-Rohrwig.

Es folgt das Gedenken an die verstorbenen Mitglieder: Prof. Ludwig Schaden, Dr. Artur Model und Dr. Evert Wipplinger.

Tätigkeitsbericht 1999 des Vorstandes und Bericht des Schatzmeisters:

Reisen:

Burgentag „Schlösser in der südlichen Steiermark“; „Schlösser in Galizien“; Auf den Spuren der Reichserbmarschälle, Fürstbischöfe und Fürsten von Oettingen“; Wiener Burgentag bei Dr. Czedit-Eysenberg

Führungen:

Schloss Hetzendorf;
Schloss Laudon; Parlament

Seminare:

„Nutzung von historischen Gebäuden - Ideen und Erfahrungen“

Vorschau auf die Reisen des nächsten Jahres:

Piemont: Dänemark, Insel Fünen;



Mitte:
Besichtigung von
Schloss Holleneegg

Sorgen bereitet der negative Trend hinsichtlich fiskalischer Sonderregelung für die historischen Bauten. Diese können nur mühsam und oft nicht zur Gänze aufrechterhalten werden. Fortschritte sind nirgends in Sicht.

Förderungen aus Brüssel bestehen nur für grenzüberschreitende Kulturaktivitäten.

Aktivitäten in Österreich:

Intensive Versuche, über die Steuerreform 2000 eine Besserstellung für den Denkmalschutz zu erwirken, blieben erfolglos. Durch die Kürzungen verschiedener Bundesländerbudgets ist auf dem Subventionsgebiet ein Rückschritt zu verzeichnen. Dagegen ist die Lage auf dem Gebiet der Förderungen von kulturellen und touristischen Aktivitäten günstiger. Überhaupt scheint



Schloss Neudau,
Gartensansicht

Es ist eine wichtige Zielsetzung des Vereines, mehr Objektbesitzer als Mitglieder zu gewinnen. Diesbezüglich sind alle Mitglieder zur Mithilfe aufgerufen.

In der Vermittlung von Information an die Objektbesitzer sieht der Verein eine vordringliche Aufgabe.

Der Schatzmeister erstattet den Rechnungsbericht für das Jahr 1998 und erläutert die Einnahmen- und Ausgabenposten und gibt den erzielten Überschuss bekannt.



Dr. Bernhard von Liphart während seiner Ausführungen auf der Generalversammlung

Verlesen wird der schriftliche Bericht der Rechnungsprüfer, wonach die Rechnungsführung als richtig und vollständig bestätigt wird.

Dr. Helmut von Frizberg stellt den Antrag auf Entlastung des Schatzmeisters und des Vorstandes. Die Entlastung wird einstimmig erteilt.

Als neue Aufgabe hält der Verein Kontakt mit Ausbildungsstätten, die sich mit baulichen Maßnahmen und Erkenntnissen befassen.

Schriftliche Arbeiten von Studenten, die für die Erhaltung von historischen Bauten von Bedeutung sind, sollen einen Preis verliehen bekommen.

Der Preis für 1999 geht an die HTL Krems für die Arbeit: „Feststellung der Ursachen der Salzbildung im Gemäuer; Feuchtigkeitsanierung und Verbesserungsvorschläge“.

In Zukunft soll für herausragende Restaurierung historischer Bauten

ein Preis verliehen werden und der Preisträger soll gemeinsam mit dem Denkmalamt ermittelt werden.

Auf das Seminar „Nutzung von historischen Gebäuden – Ideen und Erfahrungen“ wird hingewiesen und Baron Dr. Czedik-Eysenberg und Gräfin Elisabeth Grundemann für die enorme Arbeit gedankt.

Mit einem generellen Dank an alle, die sich um die Belange des Vereines tatkräftig bemüht haben, schließt der Präsident die Generalversammlung.

Angela Straub

Rahmenprogramm

Im Zuge der Generalversammlung 1999 hatte der Österreichische Burgenverein Gelegenheit, vier große Häuser unterschiedlichsten Charakters zu besuchen. Die Vorbereitung dieses Besichtigungsprogrammes lag in den Händen des Landesdelegaten für die Steiermark, Alexander Graf Kottulinsky.

Prinz und Prinzessin Franz Géza von und zu Liechtenstein empfangen den Burgenverein in Schloss Hollenegg bei Deutschlandsberg, seit 1821 im Besitze der Familie. Der Gastgeber betonte, dass die Stammväter beider heute noch blühenden Linien des fürstlichen Hauses in Schloss Hollenegg zu Hause waren. Bemerkenswert an Hollenegg ist auch der Umstand, dass sich die Pfarrkirche des Ortes im Hofe des Schlosses befindet.

Aus der südwestlichsten Ecke der Steiermark ging die Fahrt dann in die Oststeiermark in das Schloss Thannhausen bei Weiz. In der Zeit der napoleonischen Kriege erwarb

Freiherr von Gudenus das Schloss von den Grafen Wurmbrand. Erwein Freiherr von Gudenus führte durch das Renaissance Schloss, welches auf dem Boden eines römischen Landhauses steht. Davon zeugt noch ein Stein, der auch die Plünderungen und Verwüstungen des Jahres 1945 überlebte. Die wenigen Reste der wertvollen Sammlungen wurden seither restauriert und konnten besichtigt werden.

Auf einem Berggipfel bei Weiz liegt Schloss Gutenberg, das seinen alten Charakter als Wehrburg unverkennbar erhalten hat. Die Grafen Stubenberg sind seit 1288 in ununterbrochener Folge Besitzer des Schlosses. Gräfin Ulrich Stubenberg, Expertin für alte und moderne Kunst, zeigte den Besuchern auf eindrucksvolle Weise, wie auch eine alte Wehrburg angenehm bewohnbar gestaltet werden kann.

Die Generalversammlung selbst fand auf dem ursprünglichen Wasserschloss Neudau statt, wo Graf und Gräfin Franz-Karl Kottulinsky und deren Sohn Graf Alexander den Burgenverein willkommen hießen. Das 1371 erstmals erwähnte Schloss liegt bereits in der Ebene, unmittelbar an der einstigen Grenze des Heiligen Römischen Reiches zu Ungarn. Die nahe gelegene Lafnitz war der Grenzfluss. Seit 1706 sind die Grafen Kottulinsky hier zu Hause. Im Gegensatz zu vielen anderen steirischen Schlössern hat Neudau die Apriltage 1945 ohne Plünderung überstanden – die Rote Armee konnte überzeugt werden, dass es sich hier um ein Museum handelte.

Martin Pfundner

BERICHT

Der Burgentag 2000 des ÖBV

Information und Vergnügen

Der diesjährige Burgentag des ÖBV zu den Schlössern im Wein- und Waldviertel konnte perfekter nicht gewesen sein: Brillanter Frühlingstag, Fahrt durch blühende Landschaft, sehr gute Zusammenstellung der besuchten Schlösser durch Karl Genau, beste Organisation durch

Gräfin Elisabeth Grundemann und Sabine Reich-Rohrwig, der Präsident, Dr. Bernhard von Liphart als „Dankeswort-Zelebrant“ in Hochform („Mit der Reife wird man jünger!“) und Mitreisende, die an den optischen Genüssen ihre Freude hatten.

Der erste Besuch galt Schloss Glaswein bei Hollabrunn: Gleich einer Überraschung tauchte nach 7 km Anfahrt durch grünen, unbesiedelten Laubwald eine Lichtung und geradeaus Schloss Glaswein auf. Der Name geht auf Maria Theresia zurück, die eben dort picknickte. Eine Ab-

bildung in der ersten Etage des Schlosses, die durchwegs über Wandmalereien verfügt, erzählt davon; die allegorischen Wandmalereien befinden sich nun wieder in Bestzustand.

Herrn und Frau Dipl.-Ing. Konrad Schmid-Schmidfelden, die für ihre Tochter und ihren Schwiegersohn, noch in Hamburg ansässig, die Renovierungsarbeiten überwachen, sei herzlich gedankt für Aufnahme, Führung und das „Gläschen Wein“ auf Schloss Glaswein.

Nächster Besuch in Schloss Breiten-eich der Familie Dr. Christian Lip-pert, in der Nähe von Horn: Mitten im Ort steht das mächtige Bauwerk mit einer historischen Baubsubstanz, die, wie an zwei wunderbaren Gewölben abzulesen, bis in die Gotik zurückreicht. Es führte für den erkrankten Hausherrn dessen Gattin, deren Vorliebe für Asiatica und afrikanische Kunst, integriert in den europäischen Baucharakter des Schlosses, sich sehr interessant ausnimmt. Auch ihr gilt Dank für die schöne Weile auf Schloss Breiten-eich.

Mittagsrast war dann vor den Toren des Hoyos'schen Schlosses Rosen-burg im Schlossgasthof, das mit Ein-richtung und Tischkultur überraschte und daher weiterempfohlen werden kann. Dritter Besuch auf dem Land-Schloss Meier's nahe Waidhofen/Thaya: Ein Haus, umgeben von einem kleinen Weiher und altem Baumbestand, dem der Verfall drohte, hätte nicht Arnfried Spiegel vor einigen Jahren diesem liebevoll entgegengegriffen. Es ist ein musisches Haus, in dem während des Sommers Abendkonzerte und Lesungen stattfinden.

Vierter Besuch galt der monumentalen Burg Heidenreichstein von Graf und Gräfin Christian Kinsky. Obwohl einigen schon wohl bekannt, so tat es doch gut, sich wieder einmal mit dieser mittelalterlichen Feste auseinander zu setzen.

Während des abschließenden Imbisses in der Schlosstaverne bestand noch Möglichkeit, sich über die besuchten Schlösser und deren Unterschiedlichkeiten zu unterhalten. Somit wird der ÖBV-Burgentag, der kultiviert, informativ und zwischen-



Elisabeth Gräfin Grundemann, geschäftsführende Vizepräsidentin des ÖBV, organisierte diese wunderschöne Reise

menschlich angenehmst verlief, in guter Erinnerung bleiben.

Astrid von Aufschneider

Grundlagen der privaten Denkmalpflege

Vortragsveranstaltung auf Schloss Rohrbach

Am 4. Dezember 1999 begrüßte das Vorstandsmittglied für die Jugendkommission, Dr. Silvia Freiin Ebner von Eschenbach, die zahlreich auf Schloss Rohrbach erschienenen Mitglieder des Vereins zur Erhaltung privater Baudenkmäler und sonstiger Kulturgüter in Bayern sowie den Vizepräsidenten des Südtiroler Burggeninstituts Wolfgang von Klebelsberg. Der Hausherr und Gastgeber Franz Edler von Koch auf Rohrbach sen. stellte die wechselvolle Geschichte des Hauses vor, dessen Ursprung sich bis in das Jahr 800 zurückverfolgen lässt. Drei Referenten hatten sich eingefunden, um über ebenso komplexe wie interessante Themen zu referieren.

Als Erster sprach Herr Diplom-Kaufmann und Wirtschaftsprüfer Dr. Ferdinand Rüdhardt über das Thema Steuerreform 2000/01 im Denkmal-

bereich. Bei den allgemeinen Steuerrechtsänderungen wies er auf die veränderte Rechtslage der Verlustverrechnung hin. Während bis 1999 negative Einkünfte unbeschränkt ausgleichsfähig waren, sind Verluste ab 1999 nach § 10d EStG nur noch beschränkt ausgleichsfähig. Als Lösungsvorschlag wird eine entsprechende Steuerplanung empfohlen und die Anwendung von § 11b EStG. Bei Verlustzuweisungsgesellschaften wies er auf die Problematik einer oftmals unbestimmten Definition der steuerlichen Behandlung hin. Beim Verlustabzug ist ab 1999 der Verlustrücktrag nur noch auf das Vorjahr und nur bis 2 Mio. DM (bisher 10 Mio.), ab 2001 nur noch 1 Mio. DM möglich. Beim Verlustvortrag wird ab 1999 die Verlustverrechnung entsprechend gehandhabt, wobei eine Mindestbesteuerung zu



Schloss Rohrbach

berücksichtigen ist. Beim Schuldzinsenabzug, der bisher mit dem Zweikontenmodell behandelt werden konnte, wird jetzt die Zinsberechnung exakt nach Privatentnahme und betrieblicher Entnahme berechnet, wobei jedoch diese Problematik offenbar noch nicht ganz geklärt ist und keine Anwendung durch den Steuerberater findet. Bei Spekulationen

ongeschäften kommt es zu einer eklatanten Änderung der Spekulationsfrist, statt bisher zwei Jahre sind jetzt zehn Jahre zu berücksichtigen, statt bisher sechs Monate jetzt ein Jahr. Dies gilt ab 31. Dezember 1998 (Abschluss Kaufvertrag), wobei die 10-Jahre-Frist bei der Entnahme aus dem Betriebsvermögen beginnt. Dabei muss unbedingt beachtet werden, dass es bei Anschaffungen nach dem 31. Juli 1995 zu einer Nachversteuerung bisheriger Abschreibungen im Falle der Veräußerungen kommt.

Bei Verkauf von Ostobjekten unter zehn Jahren muss auch die AfA nachversteuert werden.

Der zweite Schwerpunkt des Vortrags beinhaltete aktuelle Fragen speziell zur steuerlichen Behandlung des Denkmals. Hierbei ist zu differenzieren, ob das Denkmal zur Einkunftszielung oder zu eigenen Wohnzwecken dient, oder keinem von beidem, oder nur als „Kulturgut“ gilt. Bei Denkmälern mit Einkunftszielungsabsicht besteht anstelle üblicher Abschreibung 10 % AfA auf HK (Entwurf 5 %). Außerdem kann Entwarnung gegeben werden für § 7i EStG sowie § 11b EStG. Der Erhaltungsaufwand kann auf bis maximal fünf Jahre verteilt werden, wobei hier die neue Bedeutung des § 11b EStG zu beachten ist. Es bestehen Gestaltungsmöglichkeiten im Bezug auf die Verlustverrechnung.

Bei Denkmälern, die zu eigenen Wohnzwecken genutzt werden, kommt es zu Änderungen bei der Nutzungswertbesteuerung! Auch muss die Problematik der Übergänge bei Gutsbetrieben (ab 300 bis 400 m²), Herrenhäusern und Schlössern (100–150 ha) bedacht werden (kein steuerliches Betriebsvermögen, sondern nur Sonderausgabenabzug). Bei Denkmälern ohne Nutzung hingegen hat sich nichts geändert, Entwarnung wird zu § 10g EStG gegeben. Es besteht weiterhin die Möglichkeit der Verteilung auf zehn Jahre. Zur Fragestellung, ob Spenden für Denkmäler, die über einen Förderverein für Denkmalschutz als steuerliches Gestaltungsmodell genutzt werden könnten, wies Herr Dr. Rüchard auf die geringe Bedeutung hin.

Zusammenfassend betonte er, dass die geplanten Einschränkungen im

Denkmalschutz erfreulicherweise nicht umgesetzt wurden. Zu Einschränkungen kommt es durch die allgemeinen Vorschriften des Verlustabzugs. Ein Abzug aller Aufwendungen ab 1999 ist nur noch bei Einkunftszielung oder Eigennutzung im L-u-F-Betriebsvermögen möglich.

Nach der sowohl für den Referenten als auch für die Zuhörerschaft wohlverdienten Mittagspause wurde die Tagung mit dem Vortrag von Herrn Dipl.-Ing. Paul Unterkircher vom Landesamt für Denkmalpflege München mit dem Thema „Überblick über die bayerischen Förderrichtlinien im Denkmalbereich“ fortgesetzt. Dieser eröffnete seinen Vortrag mit einem historischen Überblick über die Bereiche der staatlichen Denkmalpflege.

Es begann mit der bayerischen Bauordnung und dem Bundesbaugesetz und führte zum Städtebauförderungsgesetz. Der Abschluss dieser Entwicklung kam durch das bayerische Denkmalschutzgesetz von 1973.

Paul Unterkircher erläuterte anschließend die einzelnen Möglichkeiten im Bereich der staatlichen Denkmalpflege. Im großen Bereich des bayerischen Dorferneuerungsprogramms gibt es einen Bereich, der sich ebenfalls mit Denkmalpflege befasst. Heutzutage spielt dieser Bereich aber keine Rolle mehr, da die Mittel hier nur unzureichend sind. Auch im Bereich der Städtebauförderung wurden Maßnahmen im Denkmalschutz gefördert. Hier gilt aber das Gleiche wie bei der Dorferneuerung.

Als weiteres wichtiges Gebiet der staatlichen Denkmalpflege führte Paul Unterkircher den „Entschädigungsfonds“ an. Dieser ist ein Sondervermögen, welches zur Hälfte vom Land und zur anderen Hälfte von den Kommunen gespeist wird.

In den letzten Jahren stellte auch die EU Denkmalpflegemittel bereit. Diese laufen unter dem Namen „5B Förderungen“. In diesem Bereich gibt es nur Zuschüsse, wenn der Antragsteller im Bereich von Fördergebieten wohnt.

Als letzten Punkt der öffentlichen Unterstützung im Fach der staatlichen Denkmalpflege erwähnte der Referent die bayerische Landesstif-

tung. Durch sie können aber nur Körperschaften gefördert werden.

Paul Unterkircher beendete seinen Vortrag mit der Erläuterung zentraler Begriffe, die für die staatliche Unterstützung im Denkmalbereich maßgeblich sind:

Die Gesamtkosten: Darunter sind die Kosten zu verstehen, die für den Erwerb eines Objekts, den Bau und die Architektenhonorare angesetzt werden.

Die zuwendungsfähigen Gesamtkosten: Hier werden die Kosten für Erhaltung und Pflege eines Baudenkmals angesetzt.

Der denkmalpflegerische Mehraufwand: Hierzu zählen Denkmalpflegemaßnahmen wie Konservierung und Restaurierung. Dieser Terminus spielt eine Rolle für Mittel aus dem Entschädigungsfonds, dem Landesamt für Denkmalpflege und der bayerischen Landesstiftung.

Nach dieser Einführung in die Grundlagen der bayerischen staatlichen Denkmalförderung folgte ein Vortrag des Sachverständigen Wolfgang J. Eller zum Thema der Bewertung von Kunstgegenständen. Durch seinen lockeren, spannenden und unterhaltenden Vortrag verstand es Herr Eller, die Antworten zu informieren und zu unterhalten. Farbig wurde sein Vortrag durch die praktische Bewertung von mitgebrachten Kunstgegenständen der Teilnehmer. Anschließend wurden alle Teilnehmer durch den Gastgeber Franz Edler von Koch zu einem Buffet eingeladen. Im gemütlichen Beisammensein klang die Veranstaltung aus.

Sehr herzlich möchten wir allen Referenten dieses gelungenen Tages für ihre Beiträge danken. Ein ganz besonderer Dank gilt der Familie der Edlen von Koch als Gastgeber in Rohrbach. Sie hat uns alle mit unglaublicher Gastlichkeit aufgenommen. Schließlich möchten wir unserer Jugendreferentin Dr. Silvia Freilin Ebner von Eschenbach sehr herzlich danken. Ohne ihr Engagement wäre diese Veranstaltung nicht möglich gewesen.

Edith Schöneck
Ulrich Graf Fugger

Schloss Schleißheim bei München, Gartenfassade, Ausschnitt



Die große Kaskade im Schlosspark von Schleißheim wurde im Juni 1999 eingeweiht.



Mitgliederversammlung des SBI im Ansitz Windegg in Kaltern

Die diesjährige Mitgliederversammlung des SBI fand am 29. April im kürzlich restaurierten Ansitz Windegg statt, der, auf einer Anhöhe am Rande des Kalterer Hauptortes gelegen, auf die Rebenlandschaft des Kalterer Sees blickt. Leider fanden sich nicht allzu viele Mitglieder ein, um diesen traumhaften Blick auf die unberührten Weinhügel beim Aperitif zu genießen.



Ansitz Windegg

Um 11 Uhr begrüßte Präsident Philipp Baron von Hohenbühel die erschienenen Mitglieder und dankte den Gastgeberinnen Elisabeth (geb. Brigl) und Urban Höller, die seit genau einem Jahr den Ansitz gastronomisch nutzen. 1999 bezeichnete der Präsident als ein „aktives Jahr“, in dem einige Weichen für die Zukunft des Instituts gestellt wurden:

Das SBI wurde nach Verabschiedung der neuen Satzung in das Landesverzeichnis der ehrenamtlich tätigen Vereinigungen aufgenommen, was erhebliche steuerrechtliche und organisatorische Vorteile bringt.

Die Buchhaltungstätigkeit wurde ausgelagert und einem Steuerberatungsbüro übergeben, die Bilanz wird nach EU-Richtlinien erstellt.

Das SBI hat am Obstmarkt, an zentraler Stelle mitten in der Altstadt, ein neues Büro gefunden. Die repräsentative Fassade des Merkantilpalais ließ sich nicht mitnehmen, doch sind die Räume wesentlich größer und moderner.

Im April trat an Stelle von Walter Silgoner als neue Kraft Frau Renate Gallmetzer ein, sie hat sich bereits sehr gut eingearbeitet.

Erfolgreich waren die Studienfahrten in das Suganer Tal und auf den Nonsberg und auf dem Sulzberg.

Neue Mitglieder konnten gewonnen werden, u. a. das Kuratorium Schloss Kastelbell (war in Person von Dr. Wielander anwesend), das Ladinische Museum Ciastel de Tor/Schloss Thurn und die Kantonale Denkmalpflege Zürich; im März unterzeichnete der Präsident für das SBI den Gründungsakt von Schloss Kastelbell.

Bei der 100-Jahr-Feier der Deutschen Burgenvereinigung nahmen der Präsident und der Vorsitzende der Burgenjugend teil, Bundespräsident Herzog wurde nach Südtirol eingeladen.

Im August wurden zehn Jahre SBI auf der Trostburg gefeiert (vgl. ARX 2/99).

Nach der alljährlichen Gedächtnismesse für Abt Gassner am 14. August auf Schloss Taufers luden die Eigentümer von Schloss Pallaus bei Brixen, das Ehepaar Schmidhammer, zur Besichtigung ein.

Hauptereignis war wohl der – nach Abschluss der jahrelangen Restaurierungen auf Schloss Taufers – am 3./4. Juli abgehaltene Tag des offenen Denkmals. Am ersten Tag fand eine Tagung mit Vorträgen über Denkmalpflege, 20 Jahre ARX und Restaurierung Schloss Taufers statt (vgl. ARX 2/99), am Sonntag fanden sich 2000 Besucher im Schloss ein, wobei der Bauernmarkt der Hauptanziehungspunkt war.

Insgesamt kamen im Jahr 1999 62.643 Besucher nach Schloss Taufers, die sog. Pacherroute lockte ebenfalls an, doch in den nächsten Jahren wird man angesichts zunehmenden Konkurrenzdrucks (Ötzi-Museum in Bozen) sich etwas einfallen lassen.

Für die Restaurierung des Schlosses Taufers dankte der Präsident seinem Stellvertreter Wolfgang von Klebelsberg. Der Schwerpunkt verlagert sich ab heuer auf die Trostburg, wo eine Neuvermessung sowie eine Dachsanierung stattfindet.

Weiters dankte der Präsident dem rührigen Kustos von Taufers, Ignaz Rieder, und dem Vorsitzenden der SBJ, Alexander Baron von Hohenbühel, für die nicht selbstverständliche Unterstützung; er fand auch schöne Worte zur „ARX“ („Wir sind glücklich, eine Zeitschrift von solchem Niveau herausgeben zu dürfen.“) und bedankte sich beim Südtiroler Redakteur.

Nach Abschluss seines Berichts gab der Präsident das Wort an seinen bereits genannten Stellvertreter weiter, der über die Arbeiten auf Taufers referierte. Die Führung konnte auf die Wehrgänge ausgedehnt werden, was die Wehrhaftigkeit der Anlage heraushebt; die nächtliche Ausleuchtung der Burg wurde durch einen neuen Masten im Wald stark verbessert, die Dächer der Schmiede über dem Geisterzimmer wurden neu gedeckt.

Das gute Verhältnis zu den Partnervereinen in Bayern und Österreich, aber auch zum FAI hob der Präsident anschließend hervor und wies darauf hin, dass man sich auch in Europa engagieren sollte (Europa Nostra).

Zum dieser Tage wieder eröffneten Schloss Runkelstein sei nur zu sagen: Gut für Runkelstein, das freut uns alle. Doch all die Pioniere-Vorbereiter, die Jahre zuvor schon sich eingesetzt hatten, wurden bewusst übergangen. Es geht um Idealismus, nicht um das Denkmal für einen Einzelnen! Die vielen Stunden selbstlosen Einsatzes müssen – gerade im Jahr der Ehrenamtlichkeit – und können nur durch Erwähnung und Einladung honoriert werden und nicht durch Verschweigen. Wie soll sonst künftig Idealismus freigesetzt werden? Ein ARX-Sonderheft wird demnächst auf Runkelstein eingehen.

Zum heiklen Südtiroler Toponomastik-Problem: Das SBI hat seinen Beitrag geleistet, alle Übersetzungen in der Burgenkarte wurden überprüft (Dank an Dr. Frick und Dr. Kühbacher).

Schatzmeister Martin Chr. v. Tschurtschenthaler verlas dann die Bilanz

sowie die Spesen- und Erlösrechnung 1999. Es schloss sich der Bericht der Rechnungsprüfer an. Die Summe der Aktiva beträgt 494.165.837 Lire, die der Passiva 493.181.473 Lire. Auf Grund der Umstellung auf die EU-Rechnungslegung ist die Bilanzsumme neuerlich zurückgegangen. Ludwig W. Regele empfahl auch im Namen seines verhinderten Aufsichtsratskollegen Martin v. Malfer die Genehmigung von Bilanz und Spesen- und Erlösrechnung. Die Mitgliederversammlung schloss sich einstimmig dieser Empfehlung an.

Dagegen gab es bei der Festlegung des seit zehn Jahren unveränderten Mitgliedsbeitrages eine längere Diskussion, die schließlich zu zwei Abstimmungen führte. Am Ende wurde

die Anhebung um das Doppelte auf 100.000 Lire ab 2001 beschlossen. Damit war ein heikler, aber unumgänglicher Tagesordnungspunkt abgehakt und man konnte zur Ehrung des Altpäsidenten Dr. Robert v. Fioreschy schreiten, der allerdings wegen Krankheit verhindert war. Die Urkunde über die Ehrenmitgliedschaft im SBI nahm sein Schwiegersohn Dr. Hansjörg Hager entgegen. Zuletzt wurde noch der Familie Zingerle herzlich gedankt. Das SBI erhält nämlich aus dem Nachlass des verstorbenen Berthold von Zingerle auf Grund Vermächtnis die gesamten Schlemnjahrgänge ab 1920. Eine wahrhaft großzügige Zuwendung, was die Versammlung zu starkem Applaus veranlasste.

Gegen 12.30 Uhr war der offizielle Teil zu Ende. Nun war Dr. Alexander von Egen an der Reihe, mit Sachkenntnis und Humor die Geschichte des Ansetzes zu schildern und anschließend durch die Räume zu führen. Von 1818 bis 1820 war der Ansetz von Johann Nepomuk von Schasser in die heutige, streng klassizistische Form umgebaut worden, als regelmäßiger Vierecksbau mit symmetrischer Raumeinteilung.

Durch Heirat ging der Besitz bereits Mitte des 19. Jhs auf die Freiherren Di Pauli über. 1962 erwarb die 500 Jahre im Weinhandel tätige Familie Brigl den Ansetz, die ihn nunmehr musterergütig restauriert hat. Mit einem gemütlichen Essen endete die Versammlung.

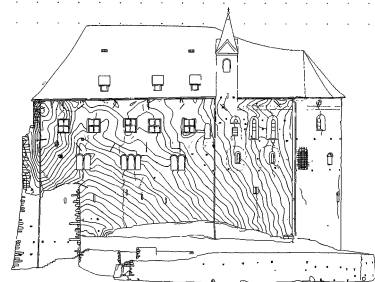
L. W. R.

Bauforschung auf Schloss Tirol

Die Vorarbeiten zur Tiroler Landesausstellung 1995 (über Meinhard II. und das Werden Tirols) brachten ganz neue Erkenntnisse der Baugeschichte Schloss Tirols. War man bis dahin stets auf die urkundliche Erst-erwähnung der Burg im Jahr 1140 angewiesen, konnte nun erstmals durch die dendrochronologische Auswertung ein verlässliches Eckdatum, nämlich das Jahr 1138, eruiert werden, das sich auf eine Erweiterungsphase der Burganlage bezog und somit deren Entstehungszeit noch im 11. Jahrhundert sicherte.

Seither wurde durch wissenschaftliche Symposien einerseits und die Arbeit der Bauforscher andererseits die europäische Sonderstellung Schloss Tirols weiter untermauert.

Da das Hauptexponat des zukünftigen Landesmuseums für Kultur- und Landesgeschichte Schloss Tirol die Burg selbst sein wird, kommt den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen eine entscheidende Rolle zu. Von der Südtiroler Landesregierung wurde daher ein langfristiges interdisziplinäres Projekt zur Erforschung Schloss Tirols in Auftrag gegeben: Die Bauforschung sollte in Verbindung mit Mineralogie, Petrographie sowie Dendrochronologie die bislang unbekanntere Entstehungszeit der Burg und die Umstände ihrer Erbauung klären.



Einzelne Bauphasen werden in einen historischen Kontext gestellt und mit Ereignissen der Landesgeschichte verbunden. Die Archäologie: Vor allem hat sie nicht nur beachtenswerte Funde zutage gefördert, welche im neuen Museum zu sehen sein werden, sondern auch überdies wesentliche Aufschlüsse über Leben und Alltag auf Burg Tirol durch die Jahrhunderte geliefert.

Dabei stand die Arbeit der Messbildstelle Berlin im Mittelpunkt. Im Verfahren der Stereophotogrammetrie

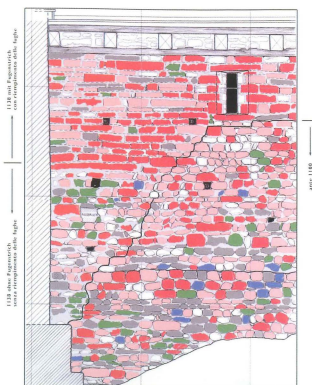
wurden u. a. die Außenansichten des Schlosses durchgängig im Maßstab 1:50 dokumentiert. Für die romanischen Portale wurde der Maßstab 1:10 und für einzelne Werkstücke der Maßstab 1:5 gewählt.

Digitale Bildpläne vereinigten die geometrische Information mit dem Detailreichtum der fotografischen Aufnahme. Sie können bei Bedarf montiert, mit der Vektorzeichnung hinterlegt und durch das Einfügen weiterer Aufnahmen ergänzt werden.

DENKMALPFLEGE

Schloss Tirol, Palas und Kapelle, Ansicht von Südosten, Isohypsenplan zur Beurteilung von Verformungen

Anmerkung:
Das Heft 1/1999 der Reihe „Bauforschung auf Schloss Tirol“ enthält sämtliche Aufsätze der auf Schloss Tirol tätigen Forscher: Hans Jürgen Renisch (Messbildstelle Berlin), Walter Hauser, Martin Bitschnau und Martin Mittermair (Bauforschung), Peter Mirwald, Arno Recheis und Thomas Bidder (Mineralogie und Petrographie), Kurt Niccolussi (Dendrochronologie) sowie Harald Stadler und Armin Torgler (Archäologie des Mittelalters) sowie ein Vorwort des Landesbauplanungsdienstes von Südtirol, Luis Durmwaldner, und des verantwortlichen Direktors von Schloss Tirol, Siegfried de Rache-witz.



Schloss Tirol, Gesteinsinventar der Kryptasidwand, rot: Augengneis, rosa: Gneis, grau: Glimmerschiefer, grün: Amphibolit, blau: andere, weiß: nicht bestimmbar, schwarz: Gerüstloch, Fenster, schwarze Linie: Grenze 11. Jh./1138

All diese Verfahren wurden bei der Dokumentation von Schloss Tirol angewandt.

Das überregionale Interesse, das diese Forschungen nach ihrer Bekanntgabe hervorrief, veranlasste

die „Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern“, ihre 4. Jahrestagung in Brixen 1996 ganz der Burg Tirol zu widmen. Die Einordnung der Burg in einen größeren architekturgeschichtlichen Rahmen machte dabei deutlich, dass den beiden 1077/1100 und ab 1138 zu datierenden Frühphasen der Burg in mehrfacher Hinsicht eine herausragende, ja europäische Stellung zukommt:

Angesichts der spärlichen, noch vorhandenen Profanbauten des 11. und frühen 12. Jahrhunderts ist die Monumentalität der in Tirol erhaltenen Baumasse einmalig im deutschsprachigen Raum. Die Burg gehört zu den wenigen, absolut datierten Profanbauten vor und kurz nach 1100, bei denen die Abfolge baulicher Veränderungen schon für die Frühzeit ihres Bestehens ohne größere archäologische Eingriffe am aufgehenden Mauerwerk selbst nachvollziehbar ist.

Saalbau (Südpalas) und Kapelle stehen in der Tradition königlicher bzw. bischöflicher Pfalzarchitektur. „Mit der dendrochronologischen Absicherung des Baubeginns 1138/39 stellt Tirol nach dem stark rekon-

struierten Kaiserhaus in Goslar (um 1060) und zeitlich noch vor dem Palas der Wartburg (1157/1165) den ältesten, nahezu vollständig erhaltenen Saalbau innerhalb der deutschen Profanarchitektur. Er ist daher als Archetyp nicht nur für hochadelige Bauintentionen vor dem zweiten Kreuzzug, sondern auch für die mehrheitlich verlorenen Bauten ähnlicher Rechtsqualität und Konzeption noch des 11. Jahrhunderts von beispielhafter Bedeutung.“ (Bitschnau)

Die von der Architekturgeschichte für das 12. Jahrhundert als doppelgeschossig geführte Burgkapelle war bis ca. 1270 lediglich eingeschossig.

Die ebenfalls auf 1138/39 zurückgehende bauplastische Grundausstattung des Saales und der Kapelle liefert der Kunstwissenschaft erstmals einen exakten zeitlichen Anhaltspunkt für Vergleiche mit der lombardischen Steinmetzkunst.

Burg Tirol ist seiner Restaurierung wegen gleichzeitig eines der hervorragendsten Beispiele für den Theorie- und Praxiswechsel in der Denkmalpflege im 19. und 20. Jahrhundert.

L. W. R.

DENKMALSCHUTZ

Denkmalschutz in Südtirol

Neuer, bereinigter Einheitstext der Staatsgesetze zum Schutz alter Kulturgüter

Der neue, vereinheitlichte Text der Staatsgesetze zum Schutz alter Kulturgüter ist am 11. Jänner 2000 in Kraft getreten.

Der neue Einheitstext behandelt unter Titel 1 (Art. 1–132) die Bereiche Denkmalschutz und Denkmalpflege und unter Titel 2 (Art. 133–165) die Bereiche Landschafts- und Umweltschutz.

Die Regelung in Südtirol

Das Verhältnis von Staatsrecht und Landesrecht

Der 1. Titel des staatlichen Einheitstextes zum Schutz der Kulturgüter findet in Südtirol auf Grund des Art. 105 des Autonomiestatutes (D.P.R. Nr. 670/1992) unmittelbare Anwendung; es sind nämlich im Be-

reich des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege keine eigenen Landesgesetze erlassen worden, mit Ausnahme der Bestimmungen über die Denkmalpflegeverwaltung (Landesgesetz Nr. 26/1975).

Hier sind in erster Linie das Untersuchungsverfahren und die Förderungsmaßnahmen für die Denkmal- und Kulturgüter zu nennen.

Eine weitere Ausnahme bildet in Südtirol der Archivschutz, für den das Landesgesetz Nr. 17/1985 erlassen wurde, weshalb die entsprechenden Regelungen des staatlichen Archivschutzgesetzes (D.P.R. Nr. 1409/1963), die in den staatlichen Einheitstext Eingang gefunden haben, in Südtirol nicht Anwendung finden.

Die Struktur des Einheitstextes

Im neuen Einheitstext findet sich also das umfangreiche Denkmalschutzgesetz vom 1. Juni 1939 Nr. 1089 mit sämtlichen ehemaligen Änderungen und Ergänzungen wieder, weiters die wesentlichen Teile des Archivschutzgesetzes von 1963, ferner die Bestimmungen über den Handel mit Kulturgütern (Kgl. Dekret Nr. 773/1931, Gesetz Nr. 44/1975) und die gegen die Kunstfälschungen (Gesetz Nr. 1062/1971).

Der Einheitstext hat keine substantielle Änderung der Schutzbestimmungen gebracht, sondern lediglich die Texte der zeitgemäßen Rechtsprache angepasst und die Reform-

bestimmungen der Verwaltungsvereinfachung, wie die des Verfahrensvereinfachungsgesetzes Nr. 241/1990, des Bassanini-Gesetzes Nr. 59/1997 mit den Durchführungsverordnungen (Gesetzesdekret Nr. 112/1998) berücksichtigt.

Die Neuerungen im Verfahrensreich sind im Wesentlichen folgende:

1. Beteiligung des Denkmaleigentümers im Untersetzungsverfahren (in Südtirol bereits im Landesgesetz Nr. 19/1992 vorgesehen).

2. Dezentralisation der Verwaltung und entsprechende Einschaltung der örtlichen Körperschaften des öffentlichen Rechts wie Konfessionen und Gemeinden, so z. B. bei der Ausübung des gesetzlichen Verkaufsrechts.

3. Verfahrensvereinfachung, z. B. Abschaffung von Kollegialorganen, welche bei bestimmten Verwaltungsbindingen Gutachten abzugeben hatten.

Mängel des neuen Einheitstextes

Die Regierung hat die Gelegenheit vorübergehen lassen, mit der Gesetzvereinbarung die seit länger Zeit bestehenden Auslegungsschwierigkeiten aus dem Weg zu räumen und für Klarheit und Rechtssicherheit zu sorgen.

Es wurde zwar einerseits eingewendet, dass der Gesetzesauftrag an die Regierung eine solche Befugnis nicht enthalten hätte, andererseits sind nicht einmal die bestehenden Spielräume in marginalen Bereichen ausgeschöpft worden.

Als Beispiel sei auf das Problem des Handels mit archäologischem Fundgut hingewiesen. Es gilt die Rechtsvermutung, dass jeder archäologische Fund, gleich welcher Art, von

Rechts wegen Eigentum des Staates bzw. des Landes Südtirol ist, wenn dieser durch eine Grabung vor dem Jahr 1909 erfolgt ist (bzw. vor Inkrafttreten des ersten Denkmalschutzgesetzes „Legge Bonghi“ Nr. 364 vom 30. Juni. 1909). Die überwiegende Zahl der Funde stammt aus Ausgrabungen des 19. Jahrhunderts, das macht den rechtlichen Verkehr archäologischer Funde so problematisch, da der Nachweis, dass das Fundstück vor dem Jahr 1909 gegraben wurde, mangels Zeugen schwer zu erbringen ist. Dazu gibt es die unterschiedlichste Rechtsprechung, die weder für Klarheit noch für Rechtssicherheit gesorgt hat.

Es wäre richtig gewesen, die Beweislast umzukehren, um mehr Rechtssicherheit zu erhalten.

Im Einheitstext haben sich weitere Flüchtigkeitsfehler eingeschlichen. Die eingefügten Bestimmungen über die Kunstfälschungen haben strafrechtlichen Charakter; die Fälschungen und Nachahmungen von Kunstwerken werden mit Strafen geahndet (Art. 127).

Die Ursprungsnorm stammt aus dem so genannten „Pieraccini“-Gesetz (Nr. 1062/1971), welches das Ziel verfolgte, nicht nur Rechtsfolgen des Handels mit gefälschtem Kunstgut zu regeln, sondern auch strafrechtliche Sanktionen für jede Kunstfälschung festzulegen. Hierbei ist ein Fehler unterlaufen.

Bei der Übernahme dieser Bestimmung hätte man berücksichtigen müssen, dass der Einheitstext in Art. 2 grundsätzlich nur jene Kulturgüter rechtlich schützt, welche älter als 50 Jahre sind und nicht von noch lebenden Künstlern stammen. Es wurde damit außer Acht gelassen, dass nun beispielsweise eine bloße Fälschung eines bedeutenden Bildes

(z. B. eines Max Weiler) strafrechtlich nicht verfolgt werden kann.

Diese Einschränkung der Strafbarkeit von Kunstfälschungen auf Kunstgütern gemäß Art. 2 des Einheitstextes ist sicher nicht vom Rahmengesetz gedeckt, so dass wohl nur durch eine Normenkontrollklage beim Verfassungsgericht die alte Rechtslage wiederhergestellt werden könnte.

Eine weitere merkwürdige Regelung ist in Art. 16 Abs. 4 des Einheitstextes vorgesehen, nämlich die Vertraulichkeit der Daten hinsichtlich der Erfassung der Kulturgüter bzw. des denkmalgeschützten Eigentums.

Somit wäre im Sinne dieser Bestimmung ein Käufer eines Hauses nicht in der Lage zu überprüfen, ob die Liegenschaft denkmalgeschützt ist oder nicht.

Die Kenntnis der Denkmalschutzbindung ist aber wichtig, um bei entgeltlicher Veräußerung das Vorverkaufrecht des Staates bzw. in Südtirol des Landes zu beachten. Bei Nichtbeachtung ist nämlich das Rechtsgeschäft unwirksam.

Dies ist wohl eine unüberlegte, unsinnige Datenschutzbestimmung, denn die Einschränkung des Eigentumsrechtes durch den Denkmalschutz erfolgt im öffentlichen Interesse, nämlich dem an der Erhaltung der Güter außerordentlicher künstlerischer oder geschichtlicher Bedeutung.

Diese Datenschutznorm hat in Südtirol aber nur beschränkte Auswirkung, da die Denkmalschutzbindungen von Liegenschaften im Grundbuch eingetragen werden und somit von jedem Bürger eingesehen werden können.

Thomas Mathä,
Landesdenkmalamt

Nutzung von historischen Gebäuden – Ideen und Erfahrungen

Seminar des ÖBV in Wien

Mit diesem Thema befasste sich der ÖBV in Wien am 22. und 23. Oktober des vergangenen Jahres.

Burgen und Schlösser wurden erichtet zur Verteidigung, als Ge-

richts- und Verwaltungszentren sowie als repräsentative Wohnsitze der Eigentümer. Diese Mehrfachfunktion ist verloren gegangen, die Nutzung reduziert sich auf einen überdimen-

sionierten Wohnbereich, wodurch die Erhaltung häufig erschwert oder gänzlich in Frage gestellt wird. Es ergibt sich also zwingend die Suche nach zeitgemäßen Nutzungsmög-

BERICHT

lichkeiten, die erfolgreich sind, aber weder den kulturellen Wert des Gebäudes schädigen noch die private Wohnsphäre des Eigentümers zu sehr beeinträchtigen.

Mit dieser Zielsetzung haben Gräfin Elisabeth Grundemann und Baron Dr. Peter Czeditz-Eysenberg unter außerordentlichem und höchst dankenswertem Organisationsaufwand eines der intensivsten Seminare vorbereitet.

Die Bandbreite der von den Vortragenden dargestellten Ideen und Erfahrungen war beträchtlich. Zusammengefasst haben sich folgende Schwerpunkte und Erfolgsrezepte ergeben:

Wesentlich ist der Zusammenschluss mehrerer Objekte zu Verbänden. Dadurch werden die Palette des Angeboten stark bereichert, gegenseitige Information und Ideenvermittlung verstärkt, Wiederholung von Fehlern vermieden, erzielbare Preise gegenseitig abgesprochen, Gemeinschaftsprojekte ermöglicht, die Chancen von Förderung und Sponsoring wesentlich gesteigert und eine qualifizierte Werbung kos-

tenmäßig überhaupt erst möglich gemacht. Weiters ergeben sich dadurch eine viel effizientere Einschaltung in das Gesamtkulturgeschehen einer Region und die Gelegenheit, sich hierin sichtbar zu machen und in der touristischen Bedeutung darzustellen.

Jede wie immer geartete Nutzung muss die Sprache unserer Zeit sprechen, damit sie Erfolg hat, und auch das Umfeld der Objekte ist genau zu analysieren und so weitgehend als möglich in die Nutzung einzubeziehen.

Bei sakralen Objekten muss der Umstand erkannt werden, „dass der Tourismus die größte Kanzel der Welt ist“ (Zitat Abt Joachim Angerer, Stift Geras).

Jede Eigeninitiative muss die Zielsetzung haben, auch möglichst viele personenbezogene Bereiche zu integrieren. Solche Möglichkeiten zu erkennen, ist dem Eigentümer oft schwierig (Betriebsblindheit) und Außenstehende müssen bei einer Konzepterstellung einbezogen werden. Nicht der eigene Geschmack oder die eigene Vorstellung, son-

dern nur das, was sich aus Erfahrung ergibt, darf im Vordergrund stehen. Es gibt durchaus geeignete Fachleute auf diesem Gebiet.

Tourismus muss auch als Flucht aus dem Alltag begriffen werden, als ein Wunsch, in eine Scheinwelt einzutauchen, und das ist einer der Gründe, weshalb Kitsch nach wie vor gefragt ist.

Nur über ein gutes Konzept kann man erfolgreich sein und nur über Qualität kann gepunktet werden. Dazu muss kompromisslose Professionalität kommen, und die Präsenz des Schlossherrn kann gar nicht hoch genug bewertet werden.

Die Thematik der Nutzung historischer Bauten soll mit diesem Seminar nicht abgeschlossen sein, sondern lebendig bleiben. Um dies zu ermöglichen, ist geplant, in kleinerem Kreis an diesem Thema weiterzuarbeiten. Und weil diesbezüglich – wie das Seminar gezeigt hat – großes Interesse besteht, ist die Weiterführung dieser Initiative ganz sicher jede Anstrengung wert.

Bernhard Liphart

Die zahlreichen Manuskripte der Vortragenden des Seminars können im Sekretariat des österreichischen Burgenvereines zum Preis von 65 500,- erworben werden.

BUCHVORSTELLUNG

Schlossbaukunst des Barock von Anhalt-Zerbst

Horst Dauer

Horst Dauer, Schlossbaukunst des Barock von Anhalt-Zerbst, Böhlau, Köln 1999, 383 Seiten mit ca. 240 Abbildungen, DM 98,-; 65 715,- ISBN 3-412-02799-5

Diese Darstellung der barocken Schlossbaukunst umfasst alle Schlösser, die das Haus Anhalt-Zerbst im 17. und 18. Jahrhundert erbauen ließ. Es sind dies das Schloss in Dornburg an der Elbe, das Residenzschloss in Zerbst, der Witwensitz Schloss Coswig, die Nebenresidenz Großmühlingen und das Lustschloss Friederikenberg. Neben den barocken Anlagen werden auch die jeweiligen Vorgängerbauten aus der Renaissance behandelt, die zum Teil bisher unbekannt waren. Die ausführlichen Kapitel „Zerbster Baumeister-Biographien“, „Verzeichnis der wesentlichen Bauhandwerker“ ergänzen das Werk.

Die Schlossbauten des 16. Jahrhunderts spiegeln den ökonomischen und geistig-kulturellen Aufschwung

wider, der durch den Dreißigjährigen Krieg abbricht. 1603 wurde Anhalt für fast 200 Jahre getrennt, was die vier Duodezürstentümer Zerbst, Köthen, Bernburg und Dessau hervorbrachte. Die Frühzeit der barocken Großbauten im 17. Jahrhundert ist vom Geist der niederländischen Schlichtheit und Würde bestimmt, was auf der dynastischen Verflechtung der beiden Häuser beruht. Die Grundrisse hingegen reflektieren die französische Lebensweise bzw. Hofhaltung.

Zahlreiche historische Fotos sowie ein reiches Planungsmaterial, das die verschiedenen Entstehungsphasen der Schlösser und ihrer Gartenanlagen dokumentiert, liegen dem Buch zugrunde und sind ein Beweis für die fundierte Auseinandersetzung

mit den historischen und kunsthistorischen Fakten, die der Autor – zuletzt Direktor der Kunstsammlungen zu Weimar – in über 20-jähriger Forschungstätigkeit sammelte.

Einige der Schlösser sind heute leider in ruinösem Zustand, ungenutzt oder stark verändert. Die Aufmachung des Buches entspricht dieser Traurigkeit, schade, denn die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die vermittelt werden sollen, und die einstigen Prachtbauten würden eine repräsentativere Darstellung verdienen. Neben den Anstrengungen, die Anhalt'sche Baukunst vor dem weiteren Verfall zu schützen, wäre es wünschenswert, angemessene Nutzungsmöglichkeiten zu finden, die den Erhalt der Schlösser sichern.

B. N.

Fränkische Wehrkirchenstraße/Teil 4

Edmund Zöller mit Fotos von Dieter Dietrich

Im letzten Jahr hat er es vollbracht. Edmund Zöller, Kreisheimatpfleger für den ehemaligen Landkreis Feuchtang in Mittelfranken, hat seine Arbeit über die fränkischen Wehrkirchen und Kirchenburgen mit dem letzten Band Oberfranken, der im Herbst 1999 in Bayreuth vorgestellt werden konnte, vollendet.

Fast ein Dezennium ist seit Erscheinen des ersten Bandes im Jahr 1992 „Fränkische Wehrkirchenstraße vom Rangau bis zum Steigerwald“ vergangen. Es folgten 1993 der zweite Band „Fränkische Wehrkirchen im Rangau und im Knoblauchsland“, 1994 „Wehrkirchen und Kirchenburgen in Unterfranken“ und schließlich – bewegt durch den Ansporn heimatisch interessierter Menschen – 1999 „Wehrkirchen und Kirchenburgen in Oberfranken“.

Was ist eine Wehrkirche oder eine Kirchenburg? Sowohl das Geleit- oder Vorwort von Bezirksheimatpfleger Dr. Günter Dippold als auch die einführenden Textpassagen des Autors geben darüber eingehend Auskunft. Edmund Zöller arbeitet die Spezifika in den oberfränkischen Landesteilen heraus und geht hier insbesondere auf die 14 bekannten Slawenkirchen ein. Günter Dippold schreibt abschließend: „Edmund Zöller nimmt den Leser mit auf die Fahrt zu den schönsten Kirchenburgen und Wehrkirchen in Oberfranken und lädt so ein zu einer Zeitreise ins späte Mittelalter, als Kirche und Wehrbau nicht als Widerspruch gesehen wurden, in eine Epoche, als man solche Anlagen errichtete, die dem Gotteslob und der Sicherung weltlicher Güter gleichermaßen dienen.“ (Günter Dippold)

Gegenstand der Publikation, die Wehrkirchen und Kirchenburgen – überwiegend evangelisch, aber auch katholisch –, werden in ihrer Lage, Historie und Besonderheit so umfangreich als möglich dargestellt. Von den ca. 160 Objekten in dem Bereich konnten im Rahmen eines solchen Führers naturgemäß nicht alle erfasst werden. Aber auch die Auswahl und Erfassung von 74 Kir-



chenburgen erforderte eine große Arbeit an Recherchen und Studium. Zu den Objekten selbst gibt es keine Literaturangaben oder Quellennachweise, jedoch befindet sich am Ende eines jeden Bandes ein Literaturverzeichnis für diejenigen, die noch mehr darüber lesen wollen. Jede Kirche ist zudem mit einem oder mehreren Fotos bildlich erfasst; die einfühlsame Fotograf ist Dieter Dietrich. Nur schade, dass wahrscheinlich aus Kostengründen die Fotos im Innenteil nicht farbig abgedruckt werden konnten.

In unzählbaren Stunden über viele Jahre hinweg hat der Autor Kirche für Kirche bereist, zu einem Großteil auch zu Fuß erwandert. Das wird ganz deutlich in den genauen Wegbeschreibungen und Erläuterungen. So erhält man zum Beispiel knappe, aber auch alles Wesentliche erfassende Schilderungen der Städte, Ortschaften und sonstigen Sehenswürdigkeiten am Weg und in unmittelbarer Nähe des Objektes. Wir erfahren beispielsweise von der Genese des Ortsnamens Heiligenstadt („Haldestatt“) und von dem herrlichen

Osterbrunnen, der in der Osterzeit einen Ausflug um so lohnender macht. Darüber hinaus erhalten wir die Empfehlung, das nahe gelegene Schloss Greifenstein zu besuchen, das zu den „imposantesten und besterhaltenen Burgen der Fränkischen Schweiz“ zählt. Andersorts werden wir auf reizvolle Waldwege, Wallfahrtsziele oder auch Marktplätze, Fachwerkhäuser, Ortmitten, Schlösser u. v. a. m. hingewiesen.

Wenn das Innere einer Kirche nicht einfach so zu besichtigen ist, erfahren wir in dem Büchlein, wo der Kirchenschlüssel zu erhalten ist. Sprich: Der Leser hat das Rüstzeug, alles zu erfahren, was der Autor selbst erfahren und gesehen hat. Überdies sind die Routen so zusammengestellt, dass sie sich wie Perlen an einer Kette nachvollziehen und nacherleben lassen. Wenn man jedoch einzelne Objekte sucht, so hilft der alphabetische Index, diese zu finden. Es bleibt, dem Wehrkirchen-Reisenden viel Spaß zu wünschen.

Kirchenburg in Heiligenstadt

Edmund Zöller/Dieter Dietrich, Wehrkirchen und Kirchenburgen in Oberfranken, Fränkische Wehrkirchenstraße/Teil 4, Seehaus, Uffenheim 1999, 12 x 19 cm, Broschur, 152 Seiten, 72 Abbildungen, 1 Übersichtskarte, DM 22,80 ISBN 3-927598-26-7

Die anderen drei Bände sind etwa gleichen Umfangs und kosten zwischen DM 17,80 und 19,80. Bd. 1 ist bereits in der 6. Auflage erschienen.

P. N.

Die verschollenen Tagebücher Franz Josephs

Anna Maria Sigmund

Anna Maria Sigmund, Die verschollenen Tagebücher Franz Josephs, Böhlau Verlag, Wien 1999, 216 Seiten mit Abbildungen, ÖS 498,- ISBN 3-205-99117-6



Kaiser Franz Joseph in jungen Jahren

An seinem 13. Geburtstag erhielt Franz Joseph ein Tagebuch als Geschenk. Eifrig führte er dieses bis zu seiner Krönung 1848. Schon zu seinen Lebzeiten galt es als verschollen. Tatsächlich wurde es 1918, als verschiedene Familiendokumente verbrannt werden sollten, wiederentdeckt und aufgehoben. Für den Leser sind die Tagebuchaufzeichnungen von Interesse, da sie den Tagesablauf bei Hof und das Leben der kaiserlichen Familie mit Staatsempfangen, Theaterbesuchen, die Sommeraufenthalte in Bad Ischl und

bei der bayrischen Verwandtschaft beschreiben. Einblick wird geboten in die Erziehung des künftigen Monarchen, und auch Franz Josephs Interessen – vor allem für Militärisches – werden deutlich.

Die faszinierendsten und informativsten Passagen des Tagebuchs hat die Autorin, freiberufliche Historikerin, ausgewählt und durch Erklärungen, Zeichnungen aus dem Vormärz und ein umfangreiches Bildmaterial ergänzt.

B. N.

Denkmalgeschützte Gebäude

Historisch-technische Wertmaßstäbe

Erwin Dietz

Erwin Dietz, Denkmalgeschützte Gebäude, Historisch-technische Wertmaßstäbe (expert), 1999, 158 Seiten mit 212 Bildern und 16 Farbtafeln, DM 88,- ISBN 3-8169-1546-9

Ein wahres Kleinod der Denkmalkunde ist dieses Werk aus beruflichem Munde. Der Autor war Referent für Aus- und Fortbildung in der Gebäudeversicherung und verfügt über weitreichende Kenntnisse nicht nur bei der Ermittlung von Wertmaßstäben am Baudenkmal, sondern weit darüber hinaus:

So bietet dieses handliche Buch nicht nur klare Aussagen zur Einschätzung von Bau- und Sanierungskosten, sondern geradezu einen Parforceritt durch die Bau-, Handwerks- und Kunstgeschichte. Dabei wird nahezu jedes Bau- und Schmuckelement am Bau mit zutreffender Nomenklatur angesprochen, seine Formgebung erläutert und die Bedingung seiner Herstellung knapp, aber anschaulich umrissen. Damit erhält der Leser Einblick sowohl in den handwerklichen wie auch künstlerischen Wert der historischen Baukunst, der wohl seinesgleichen sucht.

Mögen auch gewisse Ausführungen, insbesondere zur Fassadenmalerei (Kapitel 4.5.5, S. 96), nicht ganz dem sonst zutreffenden denkmal-

pflegerischen Ansatz entsprechen – auf historischen Fassaden sind tradierte Anstrichetechniken nach wie vor die Vorzugsvariante und hydrophobierte Kalkfarben leiden unter dieser Vergewaltigung mehr als der Autor offenbar denkt –, bietet das Buch trotzdem viel brauchbaren Stoff. Eine wertvolle Hilfestellung für den Denkmalpfleger und den an Bauwerkswert und -kosten interessierten Besitzer, Planer oder Gutachter!

Die Bewertung der am Altbau üblichen Sanierungskosten im Reparatur- bzw. Schadensfall muss besonders unter diesen Bedingungen beachten: Der Gesteigungs- und Erhaltungsaufwand für die wertvolle Substanz, deren Alterung und Verschleiß müssen dabei zutreffend eingeschätzt werden. Viele Objektbeispiele vom Schloss zum Fachwerkhaus, vom Stockbrunnen zum Renaissanceportal, vom Maßwerk bis zur spätgotischen Quetschfalte verdeutlichen diese Wertfindung. Unzählige Rechenexempel tatsächlich abgerechneter oder auf den Baupreisindex 1914 bezogene Kosten ziehen sich

durch die ganze Bandbreite des Bauhandwerks bis zur Glasmalerei. Sogar für die unterschiedlichen Oberflächengestaltungen an historischer Bauzier bringt der Autor nachvollziehbare Rechenwerte.

Dass bei den Angaben zu Baukosten gerechterweise „eine gewisse Hemmschwelle überschritten werden [muss], zumal auch die Nebenkosten, also Honorare für Architekt, Statiker usw. nicht normalen Maßstäben unterliegen“ (S. 120), zeugt vom Qualitätsverständnis des Autors. Hier wäre ein Hinweis auf das bedeutende Einsparpotential substanzsicherer Planungs- und Reparaturtechnik angebracht gewesen.

Ein knappes Quellenverzeichnis und Sachregister ergänzen den immer bündigen Text. Mit dem reichen Abbildungsmaterial aus historischen Quellen und bester Architekturfotografie unterstützt das Werk nicht nur seine Sachaussagen sowie die stil- und baugeschichtlichen Begriffe. Es schenkt jedem Liebhaber unserer an Baukunst so reichen Vergangenheit darüber hinaus auch eine wahre Augenweide. Konrad Fischer

Ausstellungen*

25.03.–23.12.00	Rendezvous mit dem Adel	Schloss Kornberg	b. Feldbach (Stmk)
30.03.–29.10.00	Klavier 2000 Eine Erfindung für alle	Germanisches Nationalmuseum	Nürnberg
01.04.–31.10.00	Bürgerkultur im 19. Jh. in Bamberg	Alte Hofhaltung	Bamberg
13.04.–29.10.00	Von Ansicht zu Ansicht Oberösterreich in historischen Veduten u. Ortsansichten	Schlossmuseum	Linz
17.04.–01.11.00	Napoleon – zwischen Genie und Wahnsinn	Schloss Luberegg	Emmersdorf/Melk
20.04.–02.07.00	Der Erzherzog und sein Schloss Ludwig Viktor und Schloss Kleßheim	Residenzgalerie	Salzburg
20.04.–29.10.00	Die Bilderburg	Schloss Runkelstein	Bozen
27.04.–20.10.00	Die topografische Ansicht	NÖ Landesbibliothek	St. Pölten
29.04.–29.10.00	Lothringens Erbe – Franz Stephan von Lothringen und sein Wirken in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst der Habsburgermonarchie	Schloss Schallburg	bei Melk
	Barock – Blütezeit der europäischen Ritterorden	Schloss Schallburg	bei Melk
01.05.–29.10.00	Mönche – Macht – Moneten	Benediktinerstift St. Paul	St. Paul i. L. (Krn.)
01.05.–01.11.00	Fundort Kloster. Archäologie im Klösterreich	Stift Altenburg	Altenburg (NÖ)
08.05.–05.11.00	Krieg oder Frieden Vom Kult der Gewalt zur Kultur des Friedens	Burg Schlaining	b. Oberwart (Bgl.d.)
11.05.–30.07.00	Eine Kartause öffnet sich	Kartause Mauerbach	Mauerbach/ Wien
12.05.–05.11.00	Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer Landesaustellung	Prähistor. Staatssammlung Lokschuppen	Rosenheim
12.05.–03.09.00	Leo von Klenze (1784–1864)	Stadtmuseum	München
12.05.–20.10.00	Imperia Austria	Burg Rabenstein	Frohneiten (Stmk)
12.05.–31.07.00	Geheimster Wohnsitz Goethes italienisches Museum	Haus der Kunst	München
13.05.–31.10.00	1500 circa Landesaustellung Tirol mit Südtirol und Trentino Leonhard und Paola. Ein ungleiches Paar De ludo globi. Vom Spiel der Welt An der Grenze des Reiches	Schloss Bruck Hofburg Castel Beseno	Lienz Brixen Besenello (TN)
18.05.–29.10.00	Bavaria – Germania – Europa Europa 200–2000, Geschichte auf Bayerisch	Historisches Museum und Reichstagsmuseum	Regensburg
06.–31.10.00	Exotica Portugals Entdeckungen im Spiegel fürstlicher Kunst- und Wunderkammern der Renaissance	Schloss Ambras	Innsbruck
23.07.–31.08.00	Meisterwerke der Architekturvedute Ausstellung zum 300. Geburtstag von Salomon Kleiner (1700–1761)	Barockmuseum	Salzburg
25.10.–28.10.00	denkmal 2000 Europäische Messe für Denkmalpflege und Stadterneuerung	Messegelände	Leipzig

* Angaben ohne Gewähr